

TEXTE

20/2019

Entwicklungsrechtlich sensible Umweltpolitik

TEXTE 20/2019

Umweltforschungsplan des
Bundesministeriums für Umwelt,
Naturschutz und nukleare Sicherheit

Forschungskennzahl 3715 11 102 0
Zwischenbericht aus dem FuE „Umweltpolitik im 21. Jahrhundert“ (AP 6)

Entwicklungsrechtlich sensible Umweltpolitik

von

Carmen Richerzhagen, Steffen Bauer
Deutsches Institut für Entwicklungspolitik (DIE), Bonn

Cristina Espinosa, Michael Pregernig
Professur für Sustainability Governance, Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg

Im Auftrag des Umweltbundesamtes

Impressum

Herausgeber:

Umweltbundesamt
Wörlitzer Platz 1
06844 Dessau-Roßlau
Tel: +49 340-2103-0
Fax: +49 340-2103-2285
buergerservice@uba.de
Internet: www.umweltbundesamt.de

 [/umweltbundesamt.de](https://www.facebook.com/umweltbundesamt.de)
 [@umweltbundesamt](https://twitter.com/umweltbundesamt)

Durchführung der Studie:

Deutsches Institut für Entwicklungspolitik (DIE),
Tulpenfeld 6
53113 Bonn

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Institut für Umweltozialwissenschaften und Geographie,
Tennenbacher Str. 4
79106 Freiburg

Abschlussdatum:

Februar 2019

Redaktion:

Fachgebiet I 1.1 Grundsatzfragen, Nachhaltigkeitsstrategien und -szenarien,
Ressourcenschonung
Almut Jering, Gerolf Hanke, Anne Klatt

Publikationen als pdf:

<http://www.umweltbundesamt.de/publikationen>

ISSN 1862-4804

Dessau-Roßlau, März 2019

Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Kurzbeschreibung

Globale Umweltprobleme wie auch die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Gewichte haben sich in den letzten zehn bis zwanzig Jahren dynamisch verändert. Ursachen und Betroffenheit fallen speziell bei den globalen Umweltproblemen geographisch in der Regel auseinander. Industrieländer tragen maßgeblich die historische Verantwortung, aber zunehmend tragen auch Schwellen- und Entwicklungsländer zur Verschärfung globaler Umweltprobleme bei. Letztere bleiben zugleich stärker von deren negativen Auswirkungen betroffen. Mit der Verabschiedung der Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung und den Zielen für Nachhaltige Entwicklung (SDGs) hat sich die internationale Gemeinschaft auf eine neue Entwicklungsagenda verständigt, um diese Zusammenhänge zu adressieren. Die übergreifenden Fragestellungen dieses Berichts sind, welche Diskurse und Strategien zu einer Transformation hin zu nachhaltigen Entwicklungspfaden in Entwicklungs-, Schwellen- und Industrieländern beitragen und wie dabei bisher vernachlässigte, ungelöste oder neu auftretende Umweltprobleme adressiert werden. Daher werden zunächst Umwelt- und Entwicklungsdiskurse, die sowohl die Entwicklungs- als auch die Umweltpolitik nach Ende des zweiten Weltkriegs bis heute stark geprägt haben, historisch eingeordnet und diskutiert. Die Annahme ist, dass eine entwicklungspolitisch sensibilisierte Umweltpolitik die Legitimation umweltpolitischer Zielsetzungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft stärken und die Motivation zur Durchsetzung umweltpolitischer Interessen durch gesellschaftliche, privatwirtschaftliche wie auch öffentliche Akteure fördern kann. In einem zweiten Schritt werden exemplarische Strategien nachhaltiger Entwicklung in Ecuador, Vietnam und Kenia hinsichtlich ihrer Genese, ihrer Operationalisierung und Umsetzungsvoraussetzungen analysiert. Derart wird anschaulich nachvollzogen, wie sich die diskutierten Umwelt- und Entwicklungsdiskurse in der Praxis ausdifferenzieren („Reality Check“). Dabei zeigt sich einerseits, dass der Nachhaltigkeitsbegriff in unterschiedlichen Ländern und zwischen unterschiedlichen Akteursgruppen unterschiedlichen Interpretationen unterliegt. Anderseits wird deutlich, dass die empirisch beobachtbaren Wohlfahrtsmodelle sehr ähnlich bleiben. Sie entsprechen in der Regel einem wachstumsorientierten, auf Ressourcenverbrauch basierenden kapitalistischen Wirtschaftsmodell, wie es auch für die wohlhabenden Nationen des globalen Nordens prägend ist.

Abstract

The last 10 to 20 years have seen dynamic changes in the global environment as well as in the balance of world economic and geopolitical power. The causes and effects of global environmental change are generally separated geographically. While industrialised countries bear the primary historical responsibility, emerging economies and developing countries are increasingly contributing, too. Yet, the latter are affected more heavily by the negative impacts. The international community adopted the 2030 Agenda for Sustainable Development and its Sustainable Development Goals (SDGs) as a way of addressing these interlinkages. The overarching questions in this report are: What discourses and strategies contribute to a transformation to sustainable development pathways in developing countries, emerging economies and industrialised countries, and how do these address hitherto neglected, unresolved or newly emerging environmental problems? The report first provides a historical appraisal and discussion of pertinent discourses that have shaped development and environmental policy from the end of the Second World War to the present day. It is assumed that an environmental policy sensitive to development issues will be able to boost the legitimacy of environment policy objectives in the spheres of policy-making, business and society and the motivation of civil society, private sector and public actors to assert environmental interests. Second, it analyses exemplary sustainable development strategies in Ecuador, Vietnam and Kenya to illustrate how the discourses under discussion differentiate themselves from one another in practice (reality check). On the one hand, this shows that sustainability is interpreted differently in different countries and among different groups of actors. On the other hand, it demonstrates that the empirically observable models of prosperity remain very similar. They generally correspond to a growth-oriented, capitalist economic model, based on resource consumption, a model that remains representative for the prosperous nations of the global North as well.

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung.....	11
Summary.....	16
1 Einleitung	21
2 Entwicklungs- und umweltpolitische Diskurse im Überblick.....	23
2.1 Entwicklung durch Wachstum	23
2.1.1 Modernisierungstheorie	24
2.1.2 Dependenztheorie.....	25
2.2 Menschliche Entwicklung	27
2.2.1 Genese.....	27
2.2.2 Kritische Würdigung.....	28
2.2.3 Fazit	29
2.3 Nachhaltige Entwicklung	30
2.3.1 Genese.....	30
2.3.2 Kritische Würdigung.....	34
2.3.3 Fazit	35
2.4 Green Economy.....	36
2.4.1 Genese.....	36
2.4.2 Kritische Würdigung.....	39
2.4.3 Fazit	40
2.5 Degrrowth	40
2.5.1 Genese.....	40
2.5.2 Kritische Würdigung.....	42
2.5.3 Fazit	43
2.6 Post-Development.....	43
2.6.1 Genese.....	43
2.6.2 Kritische Würdigung.....	44
2.6.3 Fazit	44
2.7 Buen Vivir.....	44
2.7.1 Genese.....	44
2.7.2 Kritische Würdigung.....	46
2.7.3 Fazit	47
3 Entwicklungssensible Umweltpolitik	47
3.1 Bewertung der Diskurse zu Umwelt und Entwicklung und deren Relevanz für eine entwicklungspolitisch sensibilisierte Umweltpolitik.....	47

3.2	Handlungsperspektiven für die deutsche Umweltpolitik	49
4	Ausgewählte Strategien Nachhaltiger Entwicklung im „globalen Süden“	51
4.1	Buen vivir in Ecuador	52
4.1.1	Einführung: Ecuadors Nationaler Plan für Buen vivir 2013-2017	52
4.1.2	Institutionelle Kontextbedingungen	54
4.1.3	Politische Kontextbedingungen	54
4.1.4	Naturräumlich-geografische Rahmenbedingungen.....	55
4.1.5	Ökonomische Rahmenbedingungen	56
4.1.6	Soziokulturelle Rahmenbedingungen	57
4.1.7	Governance-Prinzipien.....	59
4.1.8	Bewertung	60
4.2	Green Growth in Vietnam.....	60
4.2.1	Umweltpolitik und die Green Growth Strategy	62
4.2.2	Institutionelle Kontextbedingungen	64
4.2.3	Politische Kontextbedingungen	65
4.2.4	Naturräumlich-geografische Rahmenbedingungen.....	65
4.2.5	Ökonomische Rahmenbedingungen	66
4.2.6	Soziokulturelle Rahmenbedingungen	66
4.2.7	Governance-Prinzipien	67
4.2.8	Bewertung	67
4.3	Nachhaltige Entwicklung in Kenia	67
4.3.1	Einführung: Kenias „Vision 2030“ und die Sustainable Development Goals	68
4.3.2	Institutionelle Kontextbedingungen	69
4.3.3	Politische Kontextbedingungen	69
4.3.4	Naturräumlich-geografische Rahmenbedingungen.....	71
4.3.5	Ökonomische Rahmenbedingungen	71
4.3.6	Soziokulturelle Rahmenbedingungen	72
4.3.7	Governance-Prinzipien	73
4.3.8	Bewertung	73
4.4	Fazit: „Reality Check“ für entwicklungssensible Umweltpolitik	74
5	Literatur	76

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Idealtypische Perspektiven auf Nachhaltigkeit.....	35
Tabelle 2: Schlüsseldaten zu Ecuador.....	52
Tabelle 3: Schlüsseldaten zu Vietnam	62
Tabelle 4: Schlüsseldaten zu Kenia.....	68

Abkürzungsverzeichnis

ADB	Asian Development Bank
AID	Agency for International Development
AOSIS	Alliance of Small Island States
AP	Alianza PAIS
ASEAN	Association of Southeast Asian Nations
BIP	Bruttoinlandsprodukt
BMZ	Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung
CBD	Übereinkommen über biologische Vielfalt
CBDR	Common but Differentiated Responsibilities; gemeinsame, aber unterschiedliche Verantwortlichkeiten
CEPAL	Comisión Económica para América Latina y el Caribe
CONAIE	Confederación de Nacionalidades Indígenas del Ecuador, Confederation of Indigenous Nationalities in Ecuador, Bündnis/Konföderation der indigenen Nationalitäten Ecuadors
CONFENIAE	Konföderation indigener Nationalitäten Ecuadors
COP	Conference of the Parties; Vertragsstaatenkonferenz
CPV	Kommunistische Partei von Vietnam
CSD	Kommission für Nachhaltige Entwicklung
DARD	Departments of Agriculture and Rural Development
DONRE	Departments of Natural Resources and Environment
GGAPS	National Action Plan on Green Growth im Zeitraum 2012–2020, Draft 5
GGS	Green Growth Strategy
GII	Gender Inequality Index
GTZ	Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit
HDI	Human Development Index
ITT	Ishpingo-Tambococha-Tiputini
IWF	Internationaler Währungsfond
KfW	Kreditanstalt für Wiederaufbau
LMIC	Lower Middle Income Country
MARD	Ministry of Agriculture and Rural Development
MDG	Millennium Development Goals, Millennium-Entwicklungsziele
MOF	Ministry of Finance
MONRE	Ministry of Environment
MPI	Ministry of Planning and Investment, Ministerium für Planung und Investition
MTP	Medium Term Plan

NASA	National Super Alliance
NEMA	National Environment Management Authority
NRO	Nichtregierungsorganisation
NSCC	National Strategy on Climate Change, nationale Klimastrategie
NTP-RCC	National Target Program to Respond to Climate Change
NTPs	National Target Programms, Nationale Zielprogramme
OECD	Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung
PNBV	Plan Nacional para el Buen vivir, Nationaler Plan für das Gute Leben
PPC	Provincial People's Committees
PPP	Purchasing Power Parity
SDGs	Sustainable Development Goals
SEDP	Socio-Economic Development Plan
SEDS	Socio-Economic Development Strategy
SENPLADES	Secretaría Nacional de Planificación y Desarrollo de Ecuador; Nationales Planungs- und Entwicklungssekretariat
SNAP	Sistema Nacional de Áreas Protegidas; Nationales System der Naturschutzgebiete
SNDPP	Sistema Nacional Decentralizado de Planificación Participativa; Nationales Dezentrales System der partizipativen Planung
UNCCD	Übereinkommen der Vereinten Nationen zur Bekämpfung der Wüstenbildung
UNCED	Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung
UNCSD	Konferenz der Vereinten Nationen über nachhaltige Entwicklung
UNCTAD	Konferenz der Vereinten Nationen über Handel und Entwicklung
UNDP	Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen
UNEP	Umweltprogramm der Vereinten Nationen
UNESCO	Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur
UNFCCC	Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen
VN	Vereinte Nationen

Zusammenfassung

Umweltpolitik ist zu einem globalen Thema geworden, seit die Folgen globaler Umweltveränderungen wie insbesondere Klimawandel, Biodiversitätsverlust und Landdegradierung weltweit zu spüren sind. Zugleich haben sich die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Gewichte seit der Jahrtausendwende stark verändert.

Aufstrebende Schwellen- und Entwicklungsländer und speziell arme Bevölkerungsgruppen in diesen Ländern sind von den globalen Umweltveränderungen besonders stark betroffen. Die Verantwortung dafür liegt historisch betrachtet maßgeblich bei den Industrieländern. Inzwischen tragen jedoch auch Länder des globalen Südens infolge ihrer Entwicklungspfade selbst zur Verschärfung globaler Umweltprobleme bei. Zugleich werden dort regionale und lokale Umweltprobleme durch sozioökonomische Dynamiken auf lokaler und nationaler Ebene sowie infolge der Verlagerung von „schmutzigen“ Produktionsprozessen vom globalen Norden in den globalen Süden verschärft. Um diesen komplexen Herausforderungen gerecht zu werden, muss eine zukunftsorientierte Umweltpolitik eine globale Perspektive einnehmen und zugleich eine Transformation in Richtung nachhaltiger Entwicklungspfade in allen Ländern zum Ziel haben.

Die vorliegende Analyse zeigt, dass die entwicklungspolitischen Diskurse der Gegenwart zunehmend ressourcen- und umweltbezogene Aspekte menschlicher Entwicklung widerspiegeln. Sie reflektieren damit einhergehend eine Abkehr vom tradierten Nord-Süd-Denken, wie es sich im Zuge der Dekolonisation etabliert und im Kontext des Ost-West-Konflikts im Begriff der „Dritten Welt“ verfestigt hatte. Die chronologische Betrachtung der entsprechenden Diskurse zeichnet nach, wie sich ein ursprünglich eng auf ökonomisches Wachstum fokussierter Entwicklungsbegriff über Jahrzehnte schrittweise in ein differenzierteres Verständnis nachhaltiger Entwicklung gewandelt hat.

Nachhaltige Entwicklung hat sich seit Beginn der 1990er Jahre als das international maßgebliche Paradigma zur Verzahnung sozioökonomischer und ökologischer Entwicklungsziele etabliert und ist seither handlungsleitend im multilateralen System und der internationalen Zusammenarbeit. Die Ergebnisse des VN-Gipfels von 2012 („Rio+20“) und die daraus hervorgegangene Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung von 2015 einschließlich ihrer nachhaltigen Entwicklungsziele (Sustainable Development Goals, SDGs) bekräftigen dies ebenso wie die 2016 von der Bundesregierung vorgelegte Deutsche Nachhaltigkeitsstrategie.

Gleichwohl haben sich seit der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise zu Beginn des neuen Jahrtausends alternative Konzepte wie Green Economy, Buen Vivir, Degrowth und Post-Development parallel etabliert, die das vorherrschende Verständnis von nachhaltiger Entwicklung kritisch ergänzen bzw. sich als explizite Alternativen vom „Mainstream“-Verständnis nachhaltiger Entwicklung abgrenzen. Eine dem Nachhaltigkeitsparadigma vergleichbare, handlungsleitende Relevanz für die internationale Entwicklungspolitik konnte bislang keines dieser Alternativkonzepte erlangen. Sie finden jedoch Eingang in die politische wie auch wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Interpretation von nachhaltiger Entwicklung, die Funktion und die Relevanz wirtschaftlichen Wachstums für umweltverträgliche Entwicklungsprozesse, sowie die Übersetzungen von „Nachhaltigkeit“ in die politische Praxis.

Das Konzept einer Green Economy hat dazu beigetragen, die Verknüpfung unterschiedlicher Krisenwahrnehmungen mit ökologischen Fragen bis in den politischen und wirtschaftlichen Mainstream hinein zu befördern. Die Lösung der ökologischen Krise bleibt dabei im Sinne einer wachstumsorientierten Green Economy zugleich den Kräften vorbehalten, die sie maßgeblich zu verantworten haben und deren Interesse an einem systemischen Wandel intrinsisch begrenzt ist. Green Economy weist somit nicht über etablierte Rezepte einer ökologischen Modernisierung im Rahmen der vorherrschenden marktliberalen Ordnung hinaus. Der Innovationsgehalt des Konzepts bleibt damit ebenso begrenzt wie sein Anspruch auf einen grundlegenden strukturellen Wandel im

Sinne einer umfassenden sozial-ökologischen Transformation. Die affirmative Betonung von Green Growth innerhalb einer kapitalistisch organisierten globalen Ökonomie steht einer grundlegenden Reflektion, die die Relevanz von Wachstum ergebnisoffen betrachtet, sogar entgegen. Dies ist problematisch, unabhängig davon, ob und wie die Frage nach der Vereinbarkeit von Wirtschaftswachstum und Umweltschutz abschließend zu beantworten ist. Sowohl die Befürworter einer Green Economy im Allgemeinen als auch die Verfechter einer auf Green Growth zugesetzten Interpretation derselben argumentieren in der Regel explizit im Zusammenhang des Leitbilds Nachhaltiger Entwicklung. Die Diskussion dieser wirtschaftsfreundlich ausgerichteten Konzepte und ihrer umweltpolitischen Potenziale ist deshalb relativ zum vorherrschenden Nachhaltigkeitsparadigma zu führen.

Verschiedene Degrowth-Ansätze stellen demgegenüber eine deutliche Kritik am vorherrschenden, wachstumsfokussierten Wirtschaftssystem in den Mittelpunkt. Sie haben dadurch eine kritische Diskussion des Wachstumsbegriffs erfolgreich angeregt und über spezifische Diskursnischen hinaus verbreitert. Ein kohärentes Degrowth-Gesamtkonzept, das definiert wie eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Transformation im Sinne von Degrowth stattfinden könnte, ist daraus noch nicht hervorgegangen. Insbesondere bleibt die Frage offen, wie eine Wachstumsrücknahme sozial und ökologisch stabil gestaltet und in unterschiedlichen sozioökonomischen Kontexten, speziell unter Armutsbedingungen, umgesetzt werden könnte. Die in der Diskussion befindlichen Theorien und Konzepte wurden bislang vornehmlich vor dem Hintergrund wohlhabender Industrienationen entwickelt. Die Erfolgsvoraussetzungen für Degrowth-Ansätze in Entwicklungsländern wurden bislang kaum adressiert.

Die Kritik des Post-Development-Ansatzes stellt vor allem die als eurozentrisch wahrgenommenen Fortschritts- und Entwicklungsvorstellungen radikal in Frage. Infolgedessen wird „Entwicklung“ im etablierten Sinne grundsätzlich abgelehnt, woraus konsequent auch die Ablehnung von Entwicklungszusammenarbeit folgt. Dies birgt die Gefahr, dass Industrieländer sich ihrer historischen Verantwortung entziehen können, deren Anerkennung viele Länder des globalen Südens einfordern. Der gegebene Post-Development-Diskurs liefert kein gesamtgesellschaftliches Konzept, wie eine Alternative zur Entwicklung aussehen könnte. Er betont demgegenüber die Potenziale von Graswurzelbewegungen, lokalen Gemeinschaften und lokalem Wissen. Fragen der politischen Ökonomie lokaler Machtstrukturen und Interessenskonflikte werden ausgeblendet. Dennoch hat die radikale Kritik wichtige Diskussionen und Reflektionen über die normativen Grundlagen, Ziele und Strategien internationaler Zusammenarbeit angestoßen, die für die Interpretation transformativer Politikansätze bedeutsam sind.

Das empirisch bislang ausschließlich in Teilen Lateinamerikas relevante Konzept des „buen vivir“ hat einerseits international große Aufmerksamkeit erfahren und in vielen Ländern weltweit eine Diskussion um „Gutes Leben“ angestoßen. Andererseits zeigt sich, dass seine vor allem in Ecuador und Bolivien erprobte Umsetzung voller Widersprüche ist, die sich insbesondere aus der Stützung des „buen vivir“ auf eine Politik des Ressourcenextraktivismus ergeben. Diese Wirtschaftsweise mit dem Konzept „buen vivir“ zu legitimieren, ist mindestens vor dem Anspruch einer sozial-ökologischen Transformation problematisch. Dessen ungeachtet liefert auch der Buen vivir-Diskurs relevante Denkanstöße wie Wirtschaft, Gesellschaft und Natur besser in Einklang gebracht werden könnten.

Die alternativen Konzepte und Diskurse schärfen insgesamt den Blick dafür, dass die dem Leitbild Nachhaltiger Entwicklung zugrundeliegenden Ansprüche in der Realität nur unzureichend eingelöst werden. Die empirische Wirkungsmacht des Nachhaltigkeitsdiskurses bleibt also hinter seiner deklaratorischen Durchschlagskraft zurück. Dessen ungeachtet bleibt das Leitbild Nachhaltiger Entwicklung seit seiner Genese in den 1980er Jahren der zentrale Referenzpunkt an der unmittelbaren Schnittstelle umwelt- und entwicklungs-politischer Diskurse.

In der Zusammenschau ergeben sich aus den unterschiedlichen konzeptionellen und diskursiven Befunden umweltpolitische Handlungsperspektiven speziell für die staatlichen Akteure der Umweltpolitik und hinsichtlich transformativer Politikziele im Sinne nachhaltiger Entwicklung. Diese betreffen vor allem eine sektorübergreifende institutionelle Koordination und Verzahnung von Umwelt- und Entwicklungspolitik, die entwicklungspolitische Sensibilisierung von Umweltpolitik und die umweltpolitische Durchdringung einer breiter verstandenen Gesellschaftspolitik.

Grundsätzlich gilt es, erstens, die institutionelle Koordination und Verzahnung von Umweltpolitik und Entwicklungspolitik sowie angrenzender Politikfelder und ihrer jeweiligen Strategien und Programme zu verbessern. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die sektorale Differenzierung sowohl zwischen als auch innerhalb einzelner Politikfelder und Fachressorts in der Regel funktional begründet und administrativ rational ist. Der explizit transformative Anspruch der Agenda 2030 erfordert gleichwohl eine Neuausrichtung, die sich an übergeordneten Zielsetzungen orientiert.

Zweitens können die Akteure der Umweltpolitik von einer stärkeren entwicklungsrechtlichen Sensibilisierung profitieren. Diese kann instrumentell sein, um die Legitimation umweltpolitischer Zielsetzungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu stärken und die Motivation zur Durchsetzung umweltpolitischer Interessen durch gesellschaftliche, privatwirtschaftliche wie auch öffentliche Akteure fördern.

Drittens muss eine in diesem Sinne entwicklungsrechtlich sensible Umweltpolitik die Gesellschaftspolitik insgesamt adressieren, um transformativen gesellschaftlichen Wandel befördern und mit umweltpolitischen Inhalten durchdringen zu können. Insofern dies gelingt, wird auch das Gewicht Deutschlands im Sinne einer nachhaltigen globalen Entwicklung international stärker zum Tragen kommen können.

Gegenwärtig scheint die umweltpolitische Glaubwürdigkeit, die Deutschland international für sich beansprucht, durch die unzureichende Priorisierung ambitionierter nationaler Politikziele, etwa in der Klimapolitik, gefährdet. Damit einhergehend sinkt die politische Legitimität, um von anderen Staaten die Einhaltung umweltvölkerrechtlicher Vereinbarungen oder gar gesteigerte Ambitionen in ihren jeweiligen umwelt- und nachhaltigkeitspolitischen Zielsetzungen einzufordern. Eine kritische und zugleich universalistisch informierte innergesellschaftliche Auseinandersetzung um die gegebenen umweltpolitischen Strukturen und Ziele ist auch deshalb notwendig. Sie kann gerade angesichts eigener Unvollkommenheit helfen, die normativ gewünschten Diskurse und Erwartungen glaubwürdig nach außen zu transportieren und konstruktives Feedback der internationalen Partner zu generieren.

Vor diesem Hintergrund ist die Agenda 2030 als umfassende und transformativ angelegte Entwicklungsagenda gerade nicht als eng gefasster Auftrag an die Entwicklungspolitik zu verstehen. Ihre Umsetzung erfordert eine neue Qualität der Kooperation nationaler Sektorministerien, die binnen- und außenorientierte Politiken einschließen muss. Die Umweltpolitik hat hier wichtige Beiträge zu leisten. Diese sind wiederum im Zusammenhang der übergeordneten Deutschen Nachhaltigkeitsstrategie zu sehen, die die internationale Verantwortung Deutschlands deutlicher in den Vordergrund rückt, als dies in der stark binnенorientierten Nationalen Nachhaltigkeitsstrategie von 2002 der Fall war. Die Deutsche Nachhaltigkeitsstrategie von 2016 bietet somit eine gute Grundlage, um die globalen Wirkungszusammenhänge nationaler Politikentscheidungen gezielt zu adressieren. Eine entsprechend verbesserte Ressortkoordination wäre ein wichtiger Erfolgsfaktor für eine gelungene Anwendung der Agenda 2030 und ihrer Ziele für Nachhaltige Entwicklung im politischen Mehrebenensystem.

Eine dahingehend orientierte Umweltpolitik bedarf einer starken gesellschaftlichen Legitimation. Eine stärkere Öffnung der deutschen und europäischen Umweltpolitik für entwicklungsrechtliche Aspekte dürfte sowohl die Aufmerksamkeit für umweltpolitische Belange vergrößern als auch die Legitimität von Umweltpolitik erhöhen. Die empirische Sozialforschung belegt, dass umweltpolitisch interessierte Bürgerinnen und Bürger in hohem Maße auch für entwicklungsrechtliche Anliegen sensibel sind und

die Verknüpfung von Ökologie und Sozialem als gesellschaftliche Chance und als Frage der eigenen Lebensqualität begreifen.

Schon heute leistet Umweltpolitik in diesem Sinne konkrete Beiträge zur Minderung sozialer Ungleichheit. Dies einerseits besser zu kommunizieren und andererseits durch den Ausbau der eigenen Kompetenz in sozialen Fragen weiter zu verstärken, kann deshalb ein weiterer Erfolgsfaktor zukünftiger Umweltpolitik werden. Dies betrifft sowohl eine sozialpolitische Einbettung von Umweltpolitik im Inneren als auch die internationale Dimension nationaler und europäischer Umweltpolitik und ihrer Verknüpfungen mit der bi- und multilateralen Entwicklungszusammenarbeit.

Die im Sinne eines „Reality Check“ untersuchten Länder-Fallbeispiele Ecuador, Vietnam und Kenia unterstreichen deutlich, dass Umweltpolitik, die global Wirkung entfalten will, stets auch Entwicklungssensibel sein muss. Den jeweiligen nationalen Kontexten und Besonderheiten kommt dabei sowohl für die Politikgestaltung als auch hinsichtlich der Umsetzungsbedingungen hohe Bedeutung zu.

Das Beispiel Kenia orientiert sich dabei am engsten am Leitbild der Nachhaltigen Entwicklung im Sinne der Agenda 2030 und der SDGs. Dieser Ansatz wird von einer breiten Basis der handelnden Akteure in Staat, Regierung und Gesellschaft getragen. Im Zuge seiner Verfassungsreform und der damit verbundenen Dezentralisierungsbestrebungen liegen erhebliche Chancen für eine langfristige Politikgestaltung im Sinne nachhaltiger Entwicklung, die aber akuten Herausforderungen und Entwicklungshemmisse gegenüberstehen. Kurz- und mittelfristig ist zu erwarten, dass die unmittelbaren Umsetzungsherausforderungen, die mit Devolution und Dezentralisierung im Kontext der politischen Ökonomie Kenias einhergehen und das Streben nach wirtschaftlichem Wachstum das politische Geschehen dominieren. Die in Kenia durch anhaltendes Wirtschaftswachstum, durch eine spezifische Urbanisierungsdynamik und durch die tiefgreifenden politischen Reformprozesse im Zuge der Devolution gegebenen Ausgangsbedingungen bieten dabei reale Gestaltungsmöglichkeiten in Richtung einer nachhaltigen Entwicklung, die auch im Zuge internationaler Zusammenarbeit systematisch genutzt werden könnten und die gegebenenfalls über den spezifischen kenianischen Kontext hinausweisen.

Das Beispiel Vietnam orientiert sich explizit an einer Strategie „grünen Wachstums“. Das Land durchläuft gegenwärtig einen Reformprozess, der ambitionierte Ziele für ein ökologisches, nachhaltiges Wachstum anstrebt. Progressive Gesetzgebung und nationale Initiativen speziell im Umweltsektor spiegeln den politischen Willen wider, grünes und sozial inklusives Wachstum zu vereinen. Die Umsetzung anspruchsvoller Politiken zum Schutz der Umwelt und der natürlichen Ressourcen bleibt eine große Herausforderung, zumal bereits erzielte und zukünftige Erfolge im Umweltsektor durch nicht-nachhaltiges Wachstum gefährdet werden. Generell dominieren Wachstumsziele weiterhin über soziale und ökologische Ziele. Die Umsetzung internationaler Vorgaben, z.B. in der Klimapolitik, ist nicht kohärent. Nationale Strategien werden auf lokaler Ebene aufgrund von Zielkonflikten und schwacher Kapazitäten vielerorts weder durchgesetzt noch kontrolliert.

Das Beispiel Ecuadors wiederum orientiert sich programmatisch am Konzept des „buen vivir“. Dessen Interpretation seitens der ecuadorianischen Regierung, die entgegen der sozio-ökologischen Herausforderungen stark auf die Ausbeutung extraktiver Ressourcen setzt, zeitigt offenkundige Widersprüche zur Verwirklichung Nachhaltiger Entwicklung auf. Auf der sozialen Seite verbesserte und verbreiterte der Staat zwar das Leistungsangebot für zuvor ausgeschlossene oder marginalisierte Bevölkerungsgruppen. Zugleich fördert er die Ausweitung der Exploration, des Abbaus und der Aufbereitung von Rohstoffen in mega-biodiversen, zumeist naturschutzrechtlich geschützten Gebieten und soziokulturell bedeutsamen Territorien indigener Völker. Soziale, ökologische und ökonomische Konflikte bestehen also auch unter dem Dach des „buen vivir“ ungemindert fort. Volatile

Rohstoffpreise, die fortgesetzt schwierige ökonomische Situation des Landes und eine stark polarisierte politische Landschaft erschweren eine konsequenteren Umsetzung transformativer Politik.

Alle drei Länderbeispiele belegen zugleich, dass globale ökologische und sozioökonomische Zusammenhänge und Wirkungen in nationaler Umweltpolitik zukünftig sehr viel stärker zu berücksichtigen sind, als dies von ihrer zeitgeschichtlichen Genese her im nationalen und internationalen Kontext bislang der Fall war und ist. Eine in diesem Sinne Entwicklungspolitisch sensible Umweltpolitik wird die Gestaltungs- und Steuerungspotenziale internationaler Kooperation strategisch für umweltpolitische Ziele nutzen können.

Internationale Umweltkooperation sollte entsprechend im Rahmen des Leitbilds nachhaltiger Entwicklung ausgebaut werden und in diesem konzeptionellen Rahmen gleichzeitig auf größere Ambitionen und verbesserte Umsetzung drängen. Politischer Dialog, wirtschaftliche Zusammenarbeit, Unterstützung der Zivilgesellschaft und Förderung von Forschungskooperation, insbesondere in Bereichen, die sich nicht ohnehin mit wirtschaftlichen Zielen verbinden lassen, sind hierfür geeignete Formate. Damit einhergehend sind eigene umweltpolitische Interessen und Zielvorstellungen ambitioniert weiter zu entwickeln und konsequent umzusetzen, um die Glaubwürdigkeit der handelnden Akteure aufrechtzuerhalten bzw. zu stärken.

Summary

Environmental policy has become a global issue following the tangible impacts of global environmental change, especially climate change, biodiversity loss and land degradation, around the world. At the same time, the balance of global economic and political power has shifted significantly since the turn of the millennium.

Emerging economies and developing countries, and poor population groups within these nations especially, are particularly vulnerable to the impacts of global environmental change. From a historical perspective, the primary responsibility for this situation has lain with industrialised countries. However, as a consequence of their development trajectories, countries in the global South are also contributing to the exacerbation of global environmental problems themselves. At the same time, socio-economic dynamics at local and national levels and the relocation of "dirty" production processes from the global North to the global South are aggravating regional and local environmental problems in the global South. In order to respond adequately to these complex challenges, there is a need for forward-looking environmental policy with a global perspective that also seeks to bring about a transformation to sustainable development trajectories in all countries.

This analysis shows that the current development policy discourse is increasingly reflecting resource-related and environmental aspects of human development and thus a rejection of the traditional North-South dichotomy that has been established during the era of decolonisation and that became reinforced by the term "third world" in the context of the Cold War. Through a chronological review of the corresponding discourses, we can trace how a concept of development originally focused narrowly on economic growth progressively evolved over several decades into a differentiated understanding of sustainable development.

Beginning in the early 1990s, sustainable development has established itself as the leading international paradigm for the integration of socio-economic and environmental development goals. It has since become the major framework for action in the multilateral system and within international co-operation. This is underscored by the outcomes of the 2012 UN Conference on Sustainable Development (Rio+20), the resulting 2030 Agenda for Sustainable Development, with its Sustainable Development Goals (SDGs), in 2015, and the National Sustainable Development Strategy published by the Federal Government of Germany in 2016.

However, since the global financial and economic crisis at the beginning of the new millennium, alternative concepts have established themselves alongside sustainable development. These concepts, which include the Green Economy, Buen Vivir, Degrowth and Post-Development, critically complement and/or distinguish themselves as explicit alternatives to the mainstream understanding of sustainable development. As of yet, none of these alternative concepts have achieved to match the sustainability paradigm in terms of its guiding relevance for international development policy and cooperation. However, they are finding their way into the political and academic debate over the interpretation of sustainable development, the role and relevance of economic growth in regard to environmentally responsible development processes, and the translation of sustainability into political practice.

The concept of a Green Economy has helped to connect different perceptions of crisis with ecological issues all the way into the political and economic mainstream. At the same time, the resolution of the environmental crisis in the sense of a growth-oriented Green Economy remains reserved for those powers that bear primary responsibility and that have an intrinsically limited interest in systemic change. As such, the Green Economy does not offer anything more than established formulas for ecological modernisation within the prevailing liberal market order. Consequently, its innovative content is limited to its aspiration to bring about fundamental structural change in the sense of a comprehensive socio-ecological transformation. Indeed, the affirmative emphasis on "green growth" within a capitalist global economy actually hinders fundamental reflection with an open-ended perspective on the

relevance of growth. This is problematic, irrespective of the issue of whether and how economic growth and environmental protection are ultimately compatible. Proponents of the Green Economy in general and advocates of an interpretation of the Green Economy focused on “green growth” both tend to argue in the context of sustainable development. The discussion of these business-friendly concepts and their environmental potential therefore needs to be considered relative to the prevailing sustainability paradigm.

By contrast, several Degrowth approaches are centred on substantive criticism of the prevailing growth-focused economic system. In this way, they have succeeded in initiating a critical discussion on the concept of growth and expanding it beyond specific niche discourses. This has yet to give rise to a coherent overall Degrowth concept that defines how economic and societal transformation could take place in a way that proves conducive to Degrowth. In particular, it fails to answer the question what a socially and environmentally stable degrowth might actually look like and how it could be implemented in different socio-economic contexts, especially in conditions of poverty, remains unanswered. The theories and concepts under discussion have so far been developed primarily against the backdrop of prosperous industrialised nations. Little has been done to date to address the prerequisites for the success of Degrowth approaches in developing countries.

The critique of the Post-Development approach is primarily focused on radically calling into question the concepts of progress and development as such, which are perceived as Euro-centric. Consequently, the established concept of development is fundamentally rejected, leading in turn to a rejection of development cooperation. This runs the risk of industrialised countries shirking their historical responsibility, a responsibility that many countries of the global South request them to acknowledge. The existing Post-Development discourse does not provide any macrosocial concept of an alternative to development. By contrast, it stresses the potential of grassroots movements, local communities and local knowledge. Questions of the political economy of local power structures and conflicts of interest are neglected. Nonetheless, the radical criticism has kick-started important discussions and reflections on the normative principles, goals and strategies of international cooperation, which are of relevance for the interpretation of transformative policy approaches.

The Buen Vivir concept, the empirical relevance of which is currently limited to parts of Latin America, has attracted a great deal of international attention and, in many countries around the world, initiated a global discussion of what constitutes “good living”. At the same time, implementation of this concept, which has been piloted principally in Ecuador and Bolivia, is fraught with inconsistencies, resulting primarily from the fact that in practice Buen Vivir is based on a policy of resource extractivism. Attempting to justify this economic model with the Buen Vivir concept is problematic, at least when we consider the aspiration of socio-ecological transformation. Notwithstanding this, the Buen Vivir discourse also provides important food for thought in terms of how to achieve a better balance between the needs of the economy, society and the natural environment.

At overall level, alternative concepts and discourses help clarify the fact that the underlying aspirations of the sustainable development principle are not being met sufficiently in reality. As such, the empirical impact of the sustainability discourse is falling short of its declarative clout. Leaving this to one side, since its inception in the 1980s, the principle of sustainable development has remained the central point of reference at the direct interface between environmental and development discourses.

All in all, the different conceptual and discursive findings give rise to environmental action perspectives, especially for public environmental policy-makers and in terms of transformative policy goals that promote sustainable development. These primarily concern the cross-sectoral, institutional coordination and integration of environmental and development policy, raising awareness of development issues among environmental policy-makers and mainstreaming environmental policy within a broader understanding of societal policy.

Essentially, there is first a need to improve institutional coordination and integration of environmental and development policy and neighbouring policy areas, as well as their respective strategies and programmes. It needs to be considered in this context that sectoral differentiation between and within individual policy areas and line ministries is usually based on functionality and has an underlying administrative rationale. At the same time, the explicitly transformative aspiration of the 2030 Agenda requires a new approach geared to the overarching objectives.

Second, environmental policy-makers could benefit from raised awareness for development issues. This could be instrumental when it comes to boosting the legitimacy of environmental policy objectives in the spheres of policy-making, business and society and to motivating societal, private-sector and public actors to assert environmental interests.

Third, an environmental policy sensitive to development issues must address societal policy as a whole in order to promote transformative social change and to mainstream environmental content within this change process. The more successful this will be, the more Germany will be able to bring its influence to bear at international level in the interests of sustainable global development.

Currently, it would seem that the environmental credibility of Germany is at risk from insufficient prioritisation of ambitious national policy goals in areas such as climate policy. Related to this, is a decrease in political legitimacy and authority for calling upon other states to honour agreements under international environmental law and even for them to raise the ambition level of their respective environmental and sustainability objectives. Consequently, there is a need to address the existing environmental structures and goals within society critically and at the same time with a universal perspective. Given Germany's own shortcomings in particular, this could help to communicate the desired normative discourses and expectations in a credible way to the outside world and to obtain constructive feedback from international partners.

Against this backdrop, it is precisely because the 2030 Agenda is designed as a comprehensive and transformative development manifesto that it should not be understood as a narrow mandate for development policy actors only. Its implementation requires a new quality of cooperation between national sector ministries which must incorporate domestic as well as foreign policy. Environmental policy can make key contributions in this regard. In turn, these contributions must be viewed in the context of Germany's overarching Sustainable Development Strategy, which addresses the country's international responsibility to a greater extent than was the case in the 2002 National Sustainable Development Strategy with its strong domestic orientation. Germany's 2016 Sustainable Development Strategy thus offers a sound basis for addressing the global interdependencies of national policy decisions on a targeted basis. Corresponding improvements in inter-ministerial coordination would be a key factor in the successful application of the 2030 Agenda and its SDGs in multi-level governance.

Strong societal legitimization will be required in order to orient environmental policy in this way. A greater openness on the part of German and European environmental policy-makers to aspects of development should serve to raise awareness of environmental issues and at the same time increase the legitimacy of environmental policy. Empirical social research shows that citizens interested in environmental issues also have a keen awareness of development matters and see the combination of environmental and social issues as an opportunity for society and a question of their own quality of life.

Even now, environmental policy is playing a key role in reducing social inequality in this regard. Communicating this connection more effectively and further consolidating it by developing one's own capacity for addressing social issues could thus be another success factor for future environmental policy. This concerns both the socio-political mainstreaming of environmental policy at domestic level and the international dimension of national and European environmental policy and its links with bilateral and multilateral development cooperation.

The country case studies of Ecuador, Vietnam and Kenya examined as part of a reality check within this report clearly underscore the fact that an environmental policy that seeks to develop a global impact must remain sensitive to development issues. The respective national contexts and characteristics are highly significant in this context, both in terms of policy-making and with regard to the conditions for implementation.

Of these case studies, the Kenyan example is most closely oriented to the principle of sustainable development as set out in the 2030 Agenda and its SDGs. This approach enjoys the support of a broad base of actors at state, governmental and societal level. Its constitutional reform process and the related decentralisation efforts offer tremendous opportunities for long-term policy-making in the interests of sustainable development, though the corresponding challenges and obstacles to development are enormous. It is to be expected in the short and medium term that the immediate implementation challenges associated with devolution and decentralisation in the context of Kenya's political economy and its efforts to achieve economic growth will dominate political life. The baseline conditions in Kenya are determined by ongoing economic growth, specific urbanisation dynamics and fundamental political reform processes as part of devolution. These conditions offer real opportunities to make changes that promote sustainable development, opportunities that could also be systematically leveraged in international cooperation and which may in some cases also prove instructional beyond the Kenyan context.

The example of Vietnam is explicitly oriented to a green growth strategy. The country is currently undergoing a reform process that is seeking to achieve ambitious goals for environmentally sustainable growth. Progressive legislation and national initiatives in the environmental sector especially reflect a political will to harmonise green and socially inclusive growth. Implementing ambitious policies for environmental and natural resource conservation remains a major challenge, especially given that existing and future achievements in the environmental sector are at risk from unsustainable growth. Generally speaking, growth goals continue to be more dominant than social and environmental ones. International requirements in areas such as climate policy are not being implemented consistently. In many places, there is a failure to implement and monitor national strategies at the local level as a result of conflicting goals and capacity limitations.

For its part, the example of Ecuador is oriented at programme level to the Buen Vivir concept. The Ecuadorian Government's interpretation of this concept is based heavily on resource extraction, despite the socio-ecological challenges faced by the country, and thus reveals apparent inconsistencies with the realisation of sustainable development. On the social side, while the state has improved and broadened its range of services for previously excluded and marginalised population groups, it is also promoting expansion of exploration activities and the extraction and processing of raw materials in mega-biodiverse areas (usually conservation areas) and territories of socio-cultural importance to indigenous peoples. As such, even under the umbrella of Buen Vivir, social, environmental and economic conflicts are continuing unabated. Volatile commodity prices, the ongoing difficult economic situation in the country and a highly polarised political landscape are hindering more consistent implementation of transformative policy.

At the same time, the example of all three countries show that national environmental policy must take far greater account of global environmental and socio-economic interdependencies and impacts than has been and still is the case at national and international levels. An environmental policy that is sensitive to development issues will be better positioned to strategically leveraging the transformative and governance potential of international cooperation for environmental objectives.

International environmental cooperation should be expanded accordingly in the framework of the sustainable development principle and at the same time push for greater ambitions and better implementation within this conceptual framework. Policy dialogue, economic cooperation, support for civil society and the promotion of research cooperation, particularly in areas that cannot already be linked

with economic goals, are suitable formats in this regard. Associated with this, there is a need to ambitiously further develop one's own environmental interests and objectives and implement them consistently in order to maintain and/or boost the credibility of the actors involved.

1 Einleitung

Sowohl die globalen Umweltprobleme als auch die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Gewichte haben sich seit der Jahrtausendwende stark verändert. Viele Umweltprobleme haben sich zum Teil dramatisch verschärft, wobei Ursachen und Betroffenheit speziell bei den globalen Umweltproblemen geographisch in der Regel auseinanderfallen. Rockström et al. (Rockström et al., 2009a; 2009b) beschreiben für insgesamt neun Umweltproblermbereiche quantifizierte biophysikalische Grenzen der planetarischen Tragfähigkeit („planetary boundaries“), innerhalb derer sich die menschliche Zivilisation entwickelt hat und weiter entwickeln kann. Das Überschreiten dieser Grenzen könnte das Erdsystem soweit destabilisieren, dass der sichere Entwicklungsraum für die menschliche Zivilisation („safe space“) verlassen würde. In vier Bereichen gelten diese Grenzwerte bereits als erreicht bzw. überschritten: Klimawandel, biologische Vielfalt, Landnutzungsänderungen sowie Phosphor- und Stickstoffeintrag in die Biosphäre (Steffen et al., 2015).

Die Verantwortung für die dramatisch verschlechterte ökologische Ausgangslage liegt historisch betrachtet maßgeblich bei den Industrieländern. Inzwischen trägt jedoch auch eine Reihe von Ländern des globalen Südens aufgrund ihrer wirtschaftlichen Dynamik, steigender Bevölkerungszahlen und entsprechend steigender Umweltverbräuche zur Verschärfung globaler Umweltprobleme bei, auch wenn die Pro-Kopf-Beiträge, beispielsweise bei den CO₂-Emissionen, noch deutlich unter denen der Industrieländer bleiben (Pauw, Bauer, Richerzhagen, Brandi, & Schmole, 2014). Zu diesen Ländern gehören insbesondere die großen und bevölkerungsreichen Schwellenländer („emerging economies“) wie China, Indien, Indonesien und Brasilien, aber auch kleinere „Nachrücker“ wie z.B. Vietnam, Ecuador und Kenia. Gleichzeitig gewinnen die Schwellenländer aufgrund ihrer rasanten Entwicklung wirtschaftlich wie politisch stark an Gewicht und werden zu global relevanten Gestaltungsmächten („global players“). So hat China die USA sowohl als größte Volkswirtschaft (gemessen in Kaufkraftparitäten) als auch als größter CO₂-Emittent abgelöst und ist zugleich zum größten Markt für erneuerbare Energien aufgestiegen. Andere Staaten schlagen ähnliche Pfade ein. So gehört beispielsweise Vietnam inzwischen zu den 30 größten CO₂-Emittenten.

Die Folgen der globalen Umweltveränderungen wie insbesondere Klimawandel, Biodiversitätsverlust und Landdegradierung sind weltweit zu spüren. Dennoch sind die Schwellen- und Entwicklungsländer von den globalen Umweltveränderungen besonders stark betroffen. Insbesondere arme Bevölkerungsschichten sind einerseits besonders verwundbar (z.B. gegenüber klimatischen Extremereignissen) und andererseits in einem stärkeren Maße direkt auf intakte Ökosysteme und ihre Leistungen angewiesen, da natürliche Ressourcen häufig ihre direkte Lebensgrundlage und das einzige Wirtschaftskapital bilden. Sie verfügen nicht über die nötigen Ressourcen in Form von ökonomischer Kaufkraft, ökonomischer und politischer Macht und gesellschaftlichen Institutionen (wie z.B. Sozialsystemen), um sich an gravierende Umweltveränderungen anzupassen. Die Umweltprobleme vor Ort werden zudem durch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozesse auf lokaler und nationaler Ebene (Industrialisierung, Urbanisierung, veränderte Konsummuster etc.), aber auch durch die Verlagerung von verschmutzender Produktion vom globalen Norden in den Süden, zusätzlich verschärft (WBGU 2011, 192).

Um diesen Herausforderungen gerecht zu werden, muss eine Umweltpolitik des 21. Jahrhunderts eine Transformation zur Nachhaltigkeit in allen Ländern zum Ziel haben. Diese Transformation muss innerhalb der planetarischen Leitplanken verlaufen und die Lebensgrundlagen auch für zukünftige Generationen sichern. D.h., Industrieländer müssen demnach nicht-nachhaltige Entwicklungspfade verlassen. Die Länder des globalen Südens sollten technologische Entwicklungsstufen überspringen und das Ziel einer an Nachhaltigkeitskriterien ausgerichteten nachholenden Entwicklung verfolgen (WBGU 2011, 66).

Auf internationaler politischer Ebene ist hier durch die Verabschiedung der Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung und den darin enthaltenen 17 Zielen für Nachhaltige Entwicklung

(*Sustainable Development Goals*, SDGs) ein wichtiger Meilenstein erreicht worden. Erstmals sind hier im internationalen Konsens internationale Umwelt- und Entwicklungsziele in einer Agenda vereint worden, die für alle Länder gilt. Die im Jahr 2015 von der VN-Generalversammlung verabschiedete Agenda 2030 ist somit als eine umfassende Entwicklungsagenda für alle Politikbereiche zu berücksichtigen und keinesfalls ein exklusiver Auftrag an die Akteure bi- und multilateraler Entwicklungspolitik. Die Umsetzung der Agenda 2030 und speziell der SDGs erfordert vielmehr eine neue Qualität der Kooperation nationaler Fachministerien mit Blick sowohl auf binnen- als auch außenorientierte Politiken. Die deutsche Umweltpolitik hat hier wichtige Beiträge zu leisten.

Die Erfahrungen aber zeigen, dass die Umsetzung vielerorts hinter den erklärten Ambitionen zurückbleibt. Vor dem Hintergrund dieser Situation ist die übergreifende Fragestellung dieses Berichts, welche Diskurse und Strategien zu einer Transformation zur Nachhaltigkeit in Entwicklungs-, Schwellen- und Industrieländern beitragen und bisher vernachlässigte, ungelöste oder neu auftretende Umweltprobleme adressieren können. Um diese Frage zu beantworten, werden in einem ersten Schritt zunächst Umwelt- und Entwicklungsdiskurse, die sowohl die Entwicklungs- als auch die Umweltpolitik nach Ende des zweiten Weltkriegs bis heute stark geprägt haben, historisch eingordnet und diskutiert. Wir gehen dabei von der Prämisse aus, dass eine entwicklungspolitische Sensibilisierung der Umweltpolitik die Legitimation umweltpolitischer Zielsetzungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft stärken und die Motivation zur Durchsetzung umweltpolitischer Interessen durch gesellschaftliche, privatwirtschaftliche wie auch öffentliche Akteure fördern kann.

In einem zweiten Schritt werden herausragende Strategien Nachhaltiger Entwicklung in Ecuador, Vietnam und Kenia hinsichtlich ihrer Entwicklung, Operationalisierung und den Voraussetzungen ihrer erfolgreichen Umsetzung analysiert. Hiermit wird nachvollzogen, wie sich die diskutierten Umwelt- und Entwicklungsdiskurse in der Realität ausdifferenzieren. Dabei zeigt sich einerseits, dass der Nachhaltigkeitsbegriff in unterschiedlichen Ländern und auch zwischen unterschiedlichen Akteursgruppen innerhalb dieser Länder unterschiedlichen Interpretationen unterliegt. Andererseits wird deutlich, dass die faktischen, empirisch beobachtbaren Wohlfahrtsmodelle sehr ähnlich bleiben. Sie entsprechen in aller Regel einem wachstumsorientierten, auf Ressourcenverbrauch basierenden kapitalistischen Wirtschaftsmodell, wie es auch für die wohlhabenden Nationen des globalen Nordens prägend war und ist.

Die Länder Vietnam, Ecuador und Kenia wurden zur Illustration dessen ausgewählt, weil sie in den letzten Jahren interessante alternative Entwürfe zum *business as usual* entwickelt und dadurch international Beachtung gefunden haben. Kenia, als ärmstes der drei Länder, wurde bis 2014 als sog. Land mit niedrigem Einkommen eingestuft. Heute gehört es laut Weltbankdefinition zu der Gruppe der Schwellenländer mit niedrigem mittlerem Einkommen. Kenia hat bei der Aushandlung der UN-Nachhaltigkeitsziele durch den Ko-Vorsitzenden der Offenen Arbeitsgruppe zur Entwicklung der Nachhaltigkeitsziele eine zentrale Rolle gespielt und misst deren Umsetzung auch national hohe Bedeutung bei. Vietnam ist ein „klassisches“ Schwellenland, das ähnlich wie China auf Wachstum durch Industrialisierung und die Nutzung fossiler Energieträger setzt und damit hohe Umweltkosten in Kauf nimmt. Gleichzeitig ist das Land aufgrund seiner geografischen Lage besonders vom Klimawandel betroffen. Vietnam hat 2012 eine *Green Growth Strategy* verabschiedet, die versucht Wachstums- und Umweltziele zu vereinen. Ecuador ist ein weiteres Schwellenland. Als erstes Land hat es 2008 in seiner Verfassung das Konzept Buen Vivir („gutes Leben“) verankert, das Rechte und Werte ländlicher und indigener Bevölkerungsgruppen anerkannt und ungeregeltes (wirtschaftliches) Wachstum, Konsum und Umweltzerstörung zurückweist. Natur wird in Ecuador als eine Rechtsperson mit eigenen Rechten in der Verfassung anerkannt.

Der Abgleich der empirischen Realitäten dieser Länder mit den postulierten Konzepten informiert im Sinne eines „Reality Check“ die weitere Diskussion nachhaltiger Entwicklung in diesem Bericht sowie

die entsprechenden Schlussfolgerungen für eine entwicklungssensible Umweltpolitik im 21. Jahrhundert.

2 Entwicklungs- und umweltpolitische Diskurse im Überblick

Nach Ende des zweiten Weltkrieges hat sich die internationale Gemeinschaft zum Ziel gesetzt, „Entwicklung“ voranzutreiben. Die folgenden Dekaden waren von einer sich wandelnden Diskussion über Entwicklungsdefinitionen und Instrumente geprägt, wobei jeweils neuere Ansätze etablierte Konzepte nicht ersetzen oder verdrängten. Zum Teil flankierten und ergänzten sie die bereits bestehenden Konzepte, teils forderten sie diese heraus und konkurrierten fortan mit ihnen.

Im diesem Kapitel werden die aus unserer Sicht besonders relevanten Entwicklungs- und Umweltdiskurse, die sowohl die Entwicklungs- als auch die Umweltpolitik nach Ende des zweiten Weltkriegs bis heute stark geprägt haben, historisch eingeordnet und diskutiert. Dabei werden insbesondere der geschichtliche Hintergrund, wichtige Veröffentlichungen und Ereignisse, die zentralen Akteure, Begriffe, Annahmen und Argumente sowie Hauptkritikpunkte und Gegenargumente dargestellt und kritisch gewürdigt.

2.1 Entwicklung durch Wachstum

Der zweite Weltkrieg führte zu einer grundlegenden Restrukturierung der Weltordnung, die ab den 1950er Jahren zunehmend durch den Ost-West-Konflikt und seine beiden Supermächte USA und Sowjetunion geprägt wurde. Mit der ab Ende der 1950er Jahre fortschreitenden Dekolonisation und der dynamischen Industrialisierung sowohl der westlichen Welt als auch des sogenannten Ostblocks wurde parallel ein Nord-Süd-Strukturkonflikt erkennbar, der für die Ausbildung eines eigenständigen Politikfelds „Entwicklungsarbeit“ prägend war.

Unmittelbar nach Kriegsende konzentrierten sich internationale Anstrengungen zunächst auf den Wiederaufbau in Europa, bevor den Ländern des globalen Südens nach und nach mehr Aufmerksamkeit zukam. Noch während des Krieges wurden die Vereinten Nationen (VN) gegründet und wenige Jahre nach Kriegsende die Erklärung der Menschenrechte verabschiedet, die besagt, dass alle Menschen gleich sind. Kolonialer Rassismus war weitgehend diskreditiert. Somit hebt sich auch der Entwicklungsdis курс nach Ende des zweiten Weltkrieges deutlich von dem vorangegangenen Kolonialdisкурс ab. Menschen wurden nicht mehr als unfähig dargestellt, sich selbst zu regieren (Ziai, 2006, p. 46). In seiner zweiten Amtseinführung 1949 skizzierte Präsident Harry S. Truman die Grundlagen für eine (neue) Entwicklungszusammenarbeit und stellte die bis heute gültige Unterscheidung von sog. entwickelten und sog. unterentwickelten Ländern auf: „[...] we must embark on a bold new program for making the benefits of our scientific advances and industrial progress available for the improvement and growth of underdeveloped areas“ (zitiert nach (Rist, 2014)).

Man ging also davon aus, dass alle Länder sich in eine Richtung entwickeln können.

„Unterentwicklung“ wurde nicht als Gegensatz von Entwicklung angesehen, sondern als eine Vorstufe auf dem Entwicklungspfad. Arme Länder sollten von den Technologien und Erfahrungen entwickelter Länder profitieren und sich damit auch schneller entwickeln als ihre Vorbilder. Entwicklungshilfe sollte diesen Prozess durch Zuschüsse und Kredite sowie durch Beratung beschleunigen (Fukuda-Parr, Lopes, & Malik, 2002). Das Entwicklungsverständnis war eng mit dem Konzept Fortschritt verknüpft, der wiederum Produktivitätssteigerung und Wirtschaftswachstums bedürfe. Freihandel und WeltmarktinTEGRATION sichern in dieser Perspektive die Rahmenbedingungen. Die „entwickelte“ Industriegesellschaft in den USA war der Referenzpunkt (Rist, 2014; Ziai, 2006). Als Richtgröße für Wachstum wurde dabei traditionell das Bruttoinlandsprodukt bzw. das Pro-Kopf-Einkommen gemessen.

Die 1950er Jahre sind vor allem vom Kalten Krieg als Ausdruck des Ost-West-Systemkonflikts geprägt. Entwicklungsländer bzw. die sog. „dritte Welt“¹ wurden ideologische Kriegsschauplätze der beiden Mächte (USA und UdSSR) und die Vereinten Nationen (VN) wurden durch das Vetorecht der Supermächte als ständige Mitglieder des VN-Sicherheitsrats blockiert. „Entwicklung durch Wachstum“ kristallisierte sich als ein Diskurs heraus, bei dem trotz des kalten Krieges ein relativ großer Konsens bestand und der dementsprechend von den VN und ihren Mitgliedsstaaten aufgegriffen wurde (Rist, 2014). Somit rückte das „Entwicklungsproblem“ in den Mittelpunkt der VN-Aktivitäten. Die USA gründeten die Agency for International Development (AID), Deutschland das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) und andere westliche Länder ähnliche Institutionen. Der Diskurs „Entwicklung durch Wachstum“ war bis in die 1960er Jahre das vorherrschende Entwicklungskonzept - auch wenn klar war, dass trotz des starken Wirtschaftswachstums Armut nicht effektiv bekämpft werden konnte. Mit seinem Bericht „Bestandsaufnahme und Vorschläge zur Entwicklungspolitik“, den L. Pearson bereits 1969 vorlegte, kritisierte er, dass Entwicklungshilfe bis dahin den Gebären dazu diente, politischen Einfluss und strategische Vorteile in den jeweiligen Ländern zu gewinnen und gleichzeitig eigene Exporte in diese Länder zu fördern (Nuscheler, 2012b; Pearson, 1969).

Zwei Theorien haben das Konzept „Entwicklung durch Wachstum“ stark geprägt: die Modernisierungs- und die Dependenztheorie. Fragen des Ressourcenverbrauchs und der Umweltbelastung blieben dabei völlig ausgeblendet.

2.1.1 Modernisierungstheorie

2.1.1.1 Genese

In der ersten Phase - Ende zweiter Weltkrieg bis 1960er Jahre - prägte die Modernisierungstheorie den entwicklungstheoretischen Diskurs. Die Modernisierungstheorie geht davon aus, dass Wissenschaft und Technologie industrielle Entwicklung und Wirtschaftswachstum voranbringen. Modernisierung wird als Entwicklung verstanden und mangelnde Modernisierung könnte Nichtentwicklung erklären. Ein bekannter Vertreter dieser Theorie ist der amerikanische Ökonom und Präsident Johnsons Berater W. Rostow, der das sogenannte Fünf-Phasen-Modell entwickelte (Rostow, 1960). Nach Rostow gibt es fünf Entwicklungsstufen. Die erste Stufe beschreibt eine traditionelle Agrargesellschaft ohne langfristiges Wachstum. Die zweite Stufe schafft die Voraussetzungen für Wachstum z.B. durch technische Erfindungen. Die dritte Stufe, die Durchbruchsphase mit stetigem Wachstum, geht dann über in die Reifephase, Stufe vier, die durch ein anhaltendes stabiles Wachstum charakterisiert ist. Die fünfte und letzte Stufe ist das Zeitalter des Massenkonsums mit einem starken Dienstleistungssektor. Nach Rostow durchläuft jedes Land diese Entwicklungsstufen.

In der Modernisierungstheorie wird „Unterentwicklung“ als ein endogenes Problem verstanden, das „in den Köpfen, Einstellungen und Verhaltensweisen der Menschen sowie in den Sozialstrukturen und Wertesystemen der ‚traditionellen‘ Gesellschaften“ begründet ist (Nuscheler, 2012b). Somit seien kulturelle und mentale Faktoren für die „Rückständigkeit“ einer nichtindustrialisierten Gesellschaft verantwortlich. Entwicklung hingegen wird aus modernisierungstheoretischer Perspektive mit Demokratisierung, Partizipation, Kapitalakkumulation, technischem Fortschritt, Massenkonsum, Bevölkerungswachstum, Urbanisierung, Alphabetisierung und Kommunikationssteigerung in Verbindung gebracht. Nuscheler zieht aus der Modernisierungstheorie folgende Schlüsse: 1) Die Transformation von einer Agrar- in eine Industriegesellschaft setzt eine Transformation der sozialen Strukturen sowie der Arbeits- und Produktionsprozesse voraus. 2) Spar- und Investitionswillen sowie

¹ Der Begriff „Dritte Welt“ (Tiers Monde) wurde von Alfred Sauvy 1952 eingeführt. Der Ausdruck „Dritte Welt“ ist als der Rest zu verstehen, wenn man die Welt in drei Teile aufteilt und der erste Teil den Kapitalismus und der zweite Teil den Kommunismus repräsentiert (Rist, 2014).

Bekämpfung von Korruption und Kapitalflucht sind entscheidend. 3) Transformation braucht einen Staat, Verwaltung und verlässliche Rahmenbedingungen zur Initiierung und Steuerung des Transformationsprozesses (Nuscheler, 2012b). Die entscheidenden Voraussetzungen für eine solche Transformation, muss jede Gesellschaft, nach der Modernisierungstheorie, selbst hervorbringen. Als Aufgabe der Entwicklungspolitik wurde somit abgeleitet, durch gezielte Hilfe von außen internen Wandel zu fördern (Stockmann, Menzel, & Nuscheler, 2010). Insgesamt hatten Modernisierungstheorien einen großen Einfluss auf Entwicklungsstrategien (Industrialisierung, landwirtschaftliche Modernisierung, Grüne Revolution) und wirkten sich ebenso entscheidend auf die Leitbilder und Maßnahmen der Entwicklungszusammenarbeit aus. Man ging davon aus, dass die angeschobene „Entwicklung“ ausgehend von den betreffenden Zentren und Sektoren auch auf ländliche Regionen und traditionelle Sektoren wirke („trickle down effect“). Viele Entwicklungsprojekte der 1960er Jahre, bei denen man westliche Strukturen auf Entwicklungsländer zu übertragen versuchte, scheiterten an „mangelnder Akzeptanz, unerwarteten Nebenfolgen, mangelhafter Infrastruktur und ausbleibenden Kettenreaktionen“ (Zapf, 1997, 35). Westliche Staaten und die USA dienten als Vorbilder, wobei „Tradition als Ressource der Systemstabilität“ (Nuscheler, 2004) und spezifische ökonomische, politische, soziale und kulturelle Vorbedingungen in den sog. Entwicklungsländern missachtet wurden.

2.1.1.2 Kritische Würdigung

Kritisiert wurde an den Modernisierungstheorien vor allem ihr Ethnozentrismus, also einer Form des Nationalismus, bei der das eigene Volk bzw. die eigene Nation im Zentrum steht und zugleich gegenüber anderen Nationen als überlegen angesehen wird. Damit wurde angenommen, dass der Zustand der westlichen Staaten einen wünschenswerten Zielpunkt darstelle. Weitere Kritikpunkte sind die Nicht-Berücksichtigung exogener Verursachungsfaktoren von Unterentwicklung, wie zum Beispiel die imperialistischen Strukturen und die Ungleichheiten der Weltwirtschaft, sowie die Interdependenzannahmen, wonach Änderungen in der Wirtschaft auch zu Änderungen in der Gesellschaft führen sollte (Degele & Dries, 2005).

2.1.1.3 Fazit

Die Modernisierungstheorien hatten einen bedeutenden Einfluss auf die Aus- und Zielrichtung von Entwicklungspolitik, brachten aber nicht die erhofften Umsetzungserfolge. Die vereinfachte Unterscheidung der Gesellschaften in traditionelle und moderne Gesellschaften, das lineare Entwicklungsverständnis und die Gleichsetzung von Modernität mit westlich-kapitalistischen Gesellschaften sowie die Ausblendung exogener Faktoren als Ursache für unterschiedliche Entwicklungspfade zeigen, dass die Modernisierungstheorien die Komplexität realer Entwicklungsprozesse zu sehr vereinfachten.

2.1.2 Dependenztheorie

2.1.2.1 Genese

Ab Mitte der 1960er Jahre wurden die ersten Dependenztheorien von lateinamerikanischen Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlern entwickelt und prägen damit eine neue Phase. Federführend war die Comisión Económica para América Latina y el Caribe (CEPAL), geleitet vom Argentinier Raúl Prebisch, die in den 1950er und 60er Jahren die Debatte über Ursachen und Überwindung der Unterentwicklung in Lateinamerika anführte, aber auch Wissenschaftler aus den USA, Kolumbien, Mexiko und Brasilien sowie später auch aus Afrika und Europa beteiligten sich an der Diskussion (Rist, 2014). Prebisch untersuchte 1950 die langfristige Preisentwicklung in den internationalen Austauschrelationen (terms of trade) und stellte fest, dass die durchschnittlichen Preisniveaus von Industriegütern und Rohstoffen immer weiter zu Ungunsten der Rohstoffe auseinandergehen. Als Folge dessen mussten Entwicklungsländer für einen konstanten Import von Industriegütern immer größere Mengen Rohstoffe exportieren (Fischer, Hödl, & Parnreiter, 2007). In der Dependenztheorie

wird die Ursache für das Entwicklungsdefizit der Entwicklungsländer in ihrer Abhängigkeit von den Industrieländern gesehen. Es wurde versucht zu erklären, warum in Lateinamerika trotz guter Ausgangsbedingungen Entwicklungserfolge ausblieben (Stockmann et al., 2010). Das neue Paradigma der Entwicklungspolitischen Diskussion kam aus dem "kritischen, linksliberalen, radikalen oder neomarxistischen Lager" (Menzel, 1992). Dieter Senghaas verhalf der Theorie ab den 1970er Jahren in Deutschland zu Bekanntheit. Die Dependenztheoretiker nahmen eine kritische Haltung gegenüber modernisierungstheoretischen Ansätzen sowie der US-Politik ein. Insbesondere die Annahme, dass Entwicklung von Entwicklungsländern auf dem massiven Transfer von (privatem) Kapital, Export von Rohstoffen und der Ausnutzung von komparativen Vorteilen basiert, wurde von Dependenztheoretikern abgelehnt (Rist, 2014). Die Grundlage der Dependenztheorie wird durch das Zentrum-Peripherie-Modell veranschaulicht. Demnach ist die Welt in zwei Regionen aufgeteilt: Zentrum und Peripherie. Entwickelte Länder sind im Zentrum, unterentwickelte in der Peripherie. Ressourcen fließen für die industrielle Produktion von der Peripherie in das Zentrum. Hochwertige Konsumgüter fließen zurück in die Peripherie. Die zentralen Thesen der Dependenztheorie sind: 1) Der unterschiedliche Entwicklungsstand der verschiedenen Regionen der Welt ist nicht in erster Linie auf endogene Faktoren, z.B. kulturelle Unterschiede, zurückzuführen, sondern von exogenen Faktoren, wie z.B. historisch bedingte Abhängigkeit durch Kolonialismus, abhängig. 2) Unterentwicklung ist kein Vorstadium der Entwicklung. 3) Unterentwicklung ist extern begründet, wirkt sich aber intern aus. 4) Voraussetzung für die Überwindung von Unterentwicklung ist die Aufhebung der externen Beeinflussung (Stockmann et al., 2010). Auch wenn die Dependenztheorie als ein Gegenentwurf zur Modernisierungstheorie verstanden wird, definiert sie dennoch Entwicklung durch Wachstum.

Die Dependenztheoretiker schlagen vor, sich nicht an den Entwicklungsmodellen der Industrieländer zu orientieren und lehnen die Annahme, dass der Markt zu einer bestmöglichen Verteilung kommt, ab (Ferraro, 2008). Die Lösung wurde in einer radikalen Modifikation der Außenbeziehungen und ein Ausscheren aus dem Weltmarkt gesehen (Menzel, 1992). Die Verstaatlichung von Industrien, insbesondere der Schlüsselindustrien, wird zur Förderung der Entwicklung in Erwägung gezogen.

2.1.2.2 Kritische Würdigung

Die Dependenztheorien werden vor allem für das kritisiert, was sie ausmacht und von gängigen Erklärungsansätzen unterschied, nämlich die Konzentration auf exogene Erklärungsfaktoren für Unterentwicklung und die Ausblendung subjektiver Faktoren (menschliches Denken und Handeln). Als Beispiel weist Nuscheler auf die unterschiedlichen Entwicklungen in Argentinien und Australien im 20. Jahrhundert hin, die auf innere Klassen- und Machtverhältnisse zurückzuführen sind (Nuscheler, 2012b). Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich starke Vereinfachung und die Unterteilung der Welt in zwei Lager „der Entwickelten“ und der „Unterentwickelten“. In der Realität findet sich aber meist eine Mischung. Ihre Kritiker weisen auf die fehlende Identifikation von Faktoren hin, die eine Unterscheidung von „abhängigen“ und unabhängigen Ökonomien möglich machen (Namkoong, 1999).

2.1.2.3 Fazit

Ähnlich wie die Modernisierungstheorie stützt sich die Dependenztheorie auf ein stark vereinfachtes Weltbild. Die Fokussierung auf den Kolonialismus als Hauptursache von Entwicklungsrückständen und die Ausblendung endogener Faktoren (z.B. gesellschaftliche und politische Bedingungen) können Entwicklungspfade vieler Länder (wie z.B. den „Tigerstaaten“ Taiwan, Singapur, Südkorea und Hongkong) nicht erklären. Dennoch bleibt festzuhalten, dass die Dependenztheorien einen neuen Blick auf Entwicklung eröffnet haben, indem sie ein besonderes Augenmerk auf die internationalen Verflechtungen im Weltmarkt gelegt haben.

2.2 Menschliche Entwicklung

2.2.1 Genese

Dem Konzept der "menschlichen Entwicklung" (human development) liegt in Abgrenzung zum lange vorherrschenden Entwicklungsverständnis (siehe oben) die Kritik zugrunde, dass das Menschsein sich durch mehr auszeichnet, als durch die Produktion von wirtschaftlichem Wachstum und materiellem Wohlstand bereitgestellt werden kann. Zudem erkennt es an, dass Menschen eine Vielzahl von Dingen wertschätzen, die sich nicht oder allenfalls bedingt mit ökonomischen Richtgrößen wie insbesondere Marktpreisen abbilden lassen. Dem folgend setzte sich mit der Zeit die Einsicht durch, dass die Messung der Wirtschaftskraft in Form des Bruttoinlandsprodukts kein angemessener oder zumindest kein hinreichender Indikator für den Entwicklungsstand von Völkern und Nationen ist.

Die Befürworter eines breiteren Entwicklungsverständnisses betonten insbesondere die Bedeutung der menschlichen Gesundheit und Fragen der Bildung als grundlegende Dimensionen menschlicher Entwicklung, die neben wirtschaftlichen Faktoren zu berücksichtigen seien. Dem entspricht seit 1990 die Messung menschlicher Entwicklung in Form des Human Development Index (siehe unten), dessen entwicklungstheoretische Genese sich bis in die 1960er Jahre zurückverfolgen lässt.

Die Ursprünge des heutigen VN-Konzepts der menschlichen Entwicklung werden maßgeblich den Arbeiten des pakistanischen Ökonomen und Entwicklungstheoretikers Mahbub ul Huq, des indischen Wohlfahrtsökonom und späteren Wirtschaftsnobelpreisträgers Amartya Sen sowie der britischen Aktivistin und Journalistin Barbara Ward zugeschrieben (vgl. Murphy, 2006).

Mit der Gründung des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen (UNDP), das nach einem Beschluss der 20. VN-Generalversammlung von 1965 im Jahre 1966 seine Arbeit aufnahm, fanden die Entwicklungsökonom um ul Haq und Sen einen institutionellen Fokus und Adressaten, der für kritische Perspektiven auch aus Ländern des Südens empfänglicher war, als die sogenannten Bretton-Woods-Institutionen Weltbank und der Internationale Währungsfond (IWF). Das UNDP wurde somit zur institutionellen Entsprechung eines ganzheitlicheren Ansatzes in Entwicklungsfragen, welche die traditionellen Ansichten über Wirtschaftswachstum und Entwicklung herausforderte (Kennedy, 2006; vgl. Weiss & Thakur, 2010). Auch wenn das UNDP nicht als erklärter Konkurrent der Weltbank auftrat, so konnte es doch alternative Finanzquellen bereitstellen und Risiken eingehen, die die Weltbank aus strikt ökonomischen Erwägungen heraus ablehnen musste (Kennedy, 2006).² Der im Auftrag des UNDP unter der Leitung von Robert Jackson 1969 fertig gestellte, unabhängige Evaluierungs-Bericht "A Study of the Capacity of the United Nations Development System" (R. G. A. Jackson, 1969) prägte die entsprechende Positionierung des im neuen Politikfeld der internationalen Entwicklungszusammenarbeit (vgl. Klingebiel, 1998; Murphy, 2006, p. 243).

Mit der Vorlage des ersten Berichts über menschliche Entwicklung (Human Development Report) im Jahre 1990 und dem darin eingeführten Human Development Index (HDI) wurde das UNDP vollends zur institutionellen Heimat des Konzepts der menschlichen Entwicklung. Der Index stellt eine belastbare Alternative zum Pro-Kopf-Einkommen als eindimensionalem Maßstab von Entwicklung dar. Die seither jährlich vorgelegten Human Development Reports erzielen große Aufmerksamkeit und sind zu einem festen Bezugspunkt des entwicklungsrechtlichen Diskurses geworden. Die im statistischen Teil der Berichte stets enthaltenen HDI-Rankings flankieren seither die konventionellen wachstumsorientierten Rankings, etwa des jährlichen Weltentwicklungsberichts der Weltbank.

² Zu den komplizierten organisatorischen Beziehungen zwischen UNDP und den Bretton-Woods-Institutionen, die formalrechtlich ebenfalls den Vereinten Nationen angehören, de facto aber eine weitgehend autonome Sonderstellung einnehmen, siehe z.B. Gareis und Varwick (2002, p. 223f.).

Aufbauend auf den entwicklungsökonomischen Vorarbeiten von al Huq und Sen sowie ergänzt um philosophische Grundlagen, insbesondere durch Martha Nussbaum, bieten die Human Development Reports seither die konzeptionelle Fundierung, um menschliche Entwicklung im Kontext unterschiedlicher Problemfelder wie unter anderem Armut, Gender, Sicherheit, Globalisierung oder Menschenrechtlichen Ansprüchen zu diskutieren (Jolly, 2007; Murphy, 2014; vgl. Weiss & Thakur, 2010).

Entsprechend dem ersten Human Development Report ist menschliche Entwicklung formal definiert als

"a process of enlarging people's choices. The most critical ones are to lead a long and healthy life, to be educated and to enjoy a decent standard of living. Additional choices include political freedom, guaranteed human rights and self-respect - what Adam Smith called the ability to mix with others without being 'ashamed to appear in publick [sic]'"
(UNDP, 1990)

Die Handschrift von Amartya Sen grundlegendem "Befähigungsansatz" (capabilities approach) wird in der weiteren Ausführung der UNDP-Definition deutlich erkennbar (vgl. Sen, 1985, 1989). Demnach verdienen speziell zwei Seiten menschlicher Entwicklung besondere Beachtung:

"the formation of human capabilities such as improved health, knowledge and skills - and the use people make of their acquired capabilities - for leisure, productive purposes or being active in cultural, social and political affairs. If the scales of human development do not finely balance the two sides, considerable frustration will result" (ebd.).

Mit der Entwicklung des Human Development Index legte das UNDP zugleich ein Instrument vor, um menschliche Entwicklung messbar und länderübergreifend vergleichbar machen zu können. Maßgeblich sind dabei drei Richtgrößen, die die drei zugrunde gelegten Dimensionen Gesundheit, Bildung und Wohlstand abbilden sollen: die Lebenserwartung bei Geburt, die Alphabetisierungsrate und die reale Kaufkraft (purchasing power parity, PPP) pro Kopf. Speziell der Kaufkraft-Indikator versteht sich in dem Sinne als Proxy, als er erfassen soll, inwieweit Menschen in einem gegebenen Land Konsumententscheidungen in Bezug auf ihre tatsächlichen Bedürfnisse und Wünsche treffen können (vgl. Jolly, 2007).

Für alle drei Indikatoren wird jeweils ein Indexwert zwischen 0 und 1 bestimmt, der Mittelwert der drei Messwerte ergibt den jeweiligen HDI-Wert eines Landes. Der Wert von 0,7 gilt pauschal als Schwellenwert zwischen hoher und mittlerer menschlicher Entwicklung, ein Wert unterhalb von 0,55 ist als Ausdruck niedriger menschlicher Entwicklung definiert. Der HDI erfasst 188 Länder, von denen die "Top Ten" Werte zwischen 0,949 (Norwegen) und 0,920 (gleichauf Kanada, USA) erreichen, die untersten zehn erreichen Index-Wert von 0,420 (Eritrea) bis 0,352 (Zentralafrikanische Republik), jeweils bezogen auf das Jahr 2015 (U. N. D. P. UNDP, 2016).

Die Komposition der drei Indikatoren führt folgerichtig dazu, dass einzelne Ländern relativ zu anderen Ländern zum Teil deutlich besser dastehen als es ihre Wirtschaftskraft erwarten lassen würde (klassische Beispiele hierfür sind etwa Bangladesch, Costa Rica oder Kuba). Der dem Zusammenhang von Entwicklung und Wachstum gewidmete Human Development Report 1996 zeigte demonstrativ, dass einzelne Länder auch bei vergleichsweise geringer Wirtschaftskraft relativ schnelle Erfolge im Sinne menschlicher Entwicklung erzielen können. Zugleich betonte er aber auch, dass diese Erfolge ohne wirtschaftliche Expansion schwer zu bewahren seien (vgl. Jolly, 2007; UNDP, 1996).

2.2.2 Kritische Würdigung

Bei der kritischen Auseinandersetzung mit dem Konzept menschlicher Entwicklung ist zunächst zwischen der Kritik an dem Konzept an sich und der Kritik am Human Development Index zu unterscheiden. Wie praktisch alle Indizes und entsprechende Rankings zog und zieht auch der HDI

große kritische Aufmerksamkeit auf sich, die teilweise methodisch begründet ist. So gelten etwa die sozialen Indikatoren Lebenserwartung und Alphabetisierung als "low hanging fruits", die vergleichsweise leicht zu erreichen seien und die von begrenzter Aussagekraft seien: Auch armen Menschen kann ein langes Leben beschert sein und Millionen von Schulabgängern finden in ihrem jeweiligen nationalen Kontext aufgrund struktureller Faktoren häufig keine Beschäftigungsmöglichkeiten, in denen sie ihre erlernten Fähigkeiten entfalten könnten (Nuscheler, 2012a, p. 132). Dieser Art von Kritik begegnete das UNDP damit, den eigentlichen HDI sukzessive um weitere, spezifische Indizes zu ergänzen, die besonders bedeutsamen Entwicklungsaspekten gesondert Rechnung tragen und die entsprechend abweichende Rankings ergeben können. Dazu zählen etwa der Human Poverty Index, der Gender-related Development Index oder der Inequality-adjusted Human Development Index (vgl. Jolly, 2007; Murphy, 2014).

Grundsätzlichere Kritik am UNDP-Konzept war häufig politisch motiviert. So war es etwa zu Beginn der 1990er Jahre vor allem westlichen Geberstaaten ein Dorn im Auge, dass die vormals sozialistischen Staaten des ehemaligen Warschauer Pakts vergleichsweise gute Platzierungen im HDI-Ranking erzielten (vgl. Nuscheler, 2012a). Weitere Kritik zielt auf die konzeptionellen und theoretischen Grundlagen von al Haq, Sen, Nussbaum sowie nachfolgenden UNDP-Verantwortlichen wie Richard Jolly, Inge Kaul oder Sakiko Fukuda-Parr. Deren breiter Zugang auf unterschiedliche menschliche Bedürfnisse stehe einer klaren Priorisierung von Armutsbekämpfung im Wege und befördere zudem politischen Stillstand, indem unterschiedliche Entwicklungsdimensionen im institutionellen Kontext der Vereinten Nationen gegeneinander ausgespielt würden (vgl. Murphy, 2006). Nicht zuletzt finden Aspekte des Ressourcenverbrauchs und der Relevanz einer intakten Umwelt für menschliche Entwicklung erst spät und bestenfalls unzureichende Aufmerksamkeit. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Genese des Konzepts menschlicher Entwicklung zeitlich mit dem Aufbau einer internationalen Umweltpolitik unter dem Dach desselben VN-Systems, den Diskussionen um mögliche "Grenzen des Wachstums" (Meadows, Meadows, Randers, & Behrens III, 1972) und der Erarbeitung des Konzepts nachhaltiger Entwicklung korrelierte (vgl. Bauer, 2013).

2.2.3 Fazit

Bei aller nachvollziehbaren Kritik an der Unvollkommenheit des Konzepts menschlicher Entwicklung und des mit ihm eng verbundenen Bewertungsmaßstabs des HDI, bleibt die über materielle Fragen der Wirtschaftskraft hinausweisende Perspektive ein fundamentaler konzeptioneller Fortschritt im internationalen Entwicklungsdiskurs.

Es ist maßgeblich das Verdienst des UNDP und seiner mit dem Anspruch empirischer Messbarkeit unterfütterten Konzeptualisierung menschlicher Entwicklung, dass sich die Perspektive auf Armut und Entwicklung dahingehend verbreitert hat, mehr über die realen Lebensbedingungen der Menschen auszusagen als Bruttoinlandsprodukt und pro-Kopf-Einkommen. Somit hat sich der Begriff "menschliche Entwicklung" zweifelsfrei als Korrektiv eines eindimensionalen Verständnisses von Entwicklung speziell im Entwicklungspolitischen Sprachgebrauch etabliert. Anders als das nachfolgend behandelte Konzept der nachhaltigen Entwicklung (siehe unten) konnte das Konzept der menschlichen Entwicklung jedoch keine Breitenwirkung innerhalb des VN-Systems oder darüber hinaus entfalten, da es stets unmittelbar mit dem Apparat des UNDP und seiner spezifischen operativen Nische verbunden wurde:

"Of course, human development never really became the focus of most UN organizations involved in development, partially because in a competitive arena it was the UNDP's creation" (Murphy, 2014).

2.3 Nachhaltige Entwicklung

2.3.1 Genese

Das Prinzip der Nachhaltigkeit und das Konzept der nachhaltigen Entwicklung bilden seit der Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung (UNCED) von 1992 das offizielle Leitbild der internationalen Umwelt- und Entwicklungspolitik. Das Konzept definiert das Bemühen der internationalen Gemeinschaft, allen Ländern und Völkern gleiche Entwicklungsmöglichkeiten zu eröffnen und dabei ausdrücklich auch die Interessen nachfolgender Generationen zu berücksichtigen (Bauer, 2008). Damit wird zumindest implizit festgestellt, dass das Konzept der menschlichen Entwicklung ob der Ausblendung ökologischer Aspekte zu kurz greift (siehe oben).

Entsprechend ist die Entstehung des Konzepts der nachhaltigen Entwicklung eng verknüpft mit der Genese der internationalen Umweltpolitik und dem weltweit steigenden Bewusstsein für die Wechselwirkungen zwischen soziökonomischer Entwicklung einerseits und den damit einhergehenden Fragen des Ressourcenverbrauchs und offenkundiger Umweltbelastungen andererseits. Auch wenn das eigentliche Konzept der nachhaltigen Entwicklung unter diesem Namen erst 1987 veröffentlicht wurde, so lassen sich seine Wurzeln doch bis in die 1970er Jahre zurückverfolgen (vgl. Borowy, 2014).

So bilden etwa das 1974 vom Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UNEP) und der Konferenz der Vereinten Nationen über Handel und Entwicklung (UNCTAD) im mexikanischen Cocoyoc verabschiedete Konzept des ecodevelopment (wörtlich: Ökoentwicklung) und der 1980 vorgelegte Bericht der Nord-Süd-Kommission der Vereinten Nationen wichtige Meilensteine auf dem Weg zum heutigen Nachhaltigkeitsverständnis (Bauer, 2008). Die Cocoyoc-Deklaration definierte ecodevelopment als "ökologisch vernünftige sozio-ökonomische Entwicklung" und räumte der ökologischen Dimension wachstumsorientierter Entwicklungspolitik eine zentrale Stellung ein (UNEP & UNCTAD, 1975). Die Deklaration gilt als das erste zwischenstaatliche Dokument eines alternativen Entwicklungsverständnisses, das sich an der Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse und der Armutsbekämpfung unter expliziter Berücksichtigung ökologischer Fragen orientiert. Dieser Ansatz wurde von der Nord-Süd-Kommission, die unter dem Vorsitz des ehemaligen deutschen Bundeskanzlers Willy Brandt tagte, aufgegriffen und weiterverfolgt. Bereits der Titel des so genannten Brandt-Berichts, "Das Überleben sichern" (Brandt, 1980), deutete auf das für die spätere Arbeit der Brundtland-Kommission wichtige Prinzip eines generationsübergreifenden Entwicklungsverständnisses hin (Bauer, 2008).

Als offizielle Geburtsstunde des bis heute gängigen Konzepts nachhaltiger Entwicklung gilt die Veröffentlichung des Berichts „Unsere Gemeinsame Zukunft“ (Our Common Future) durch die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung (World Commission on Environment and Development) im Jahre 1987. Unter dem Vorsitz der damaligen norwegischen Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland wurde nachhaltige Entwicklung darin definiert als Entwicklung,

„[that] meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs“ (WCED, 1987, p. 43)³

und betont insbesondere:

³ In der deutschen Übersetzung des Brundtland-Berichts heißt es: „Dauerhafte Entwicklung ist Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können“ (Hauff, 1987) und weiter, dass dabei „[die] Grundbedürfnisse der Ärmsten der Welt [...] die überwiegende Priorität haben sollten; und der Gedanke von Beschränkungen, die der Stand der Technologie und sozialen Organisation auf die Fähigkeit der Umwelt ausübt, gegenwärtige und zukünftige Bedürfnisse zu befriedigen“ zwei wichtige Schlüsselbegriffe sind (ibid., Hervorhebung d. Verf.)

„the essential needs of the world's poor, to which overriding priority should be given; and the idea of limitations imposed by the state of technology and social organization on the environment's ability to meet present and future needs“ (ibid.).

Die Definition wurde 1992 von der UNCED, dem sogenannten „Erdgipfel“ von Rio de Janeiro, wortgleich übernommen und brachte damit das Bestreben zum Ausdruck, das erstarkte umweltpolitische Interesse der westlichen Industrieländer und die Entwicklungsinteressen der vormalig als „Dritte Welt“ bezeichneten Ländergruppe in einem Konzept zu integrieren. Flankiert durch die Rio-Deklaration und den Aktionsplan „Agenda 21“ wurde das Konzept nachhaltiger Entwicklung durch die UNCED zum neuen Paradigma der internationalen Zusammenarbeit erhoben (UNCED, 1992a, 1992b). Da das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung mittels des Brundtland-Berichts bereits im Vorfeld der UNCED einer breiten Öffentlichkeit zugänglich war und fortan durch Rio-Deklaration und Agenda 21 im Mehrebenensystem globaler Umweltgovernance wirksam multipliziert wurde, vermochte es die internationalen Diskussionen und Verhandlungen um die Zusammenhänge von Umwelt- und Entwicklungspolitik entscheidend zu beeinflussen und voran zu bringen (vgl. Chasek & Wagner, 2012). Das Leitbild der Brundtland-Kommission impliziert dabei eine Balance zwischen ökonomischen, sozialen und ökologischen Zielen nachhaltiger Entwicklung, die sich auf abstrakter Ebene als weithin konsensfähig erwiesen hat, wiewohl sie in einem sichtbaren Widerspruch zum realpolitisch vorherrschenden Modell einer globalisierten, überwiegend neoliberal geprägten und ressourcenintensiven Weltwirtschaft steht (vgl. Brand & Görg, 2008; Gupta & Baud, 2015; Newell, 2012).

Dem paradigmatischen Anspruch des Konzeptes entsprechend trat der „Rio+10“-Gipfel der Vereinten Nationen 2002 in Johannesburg als World Summit on Sustainable Development zusammen. Mehr noch unterstrich der „Rio+20“-Gipfel, die Konferenz der Vereinten Nationen über nachhaltige Entwicklung (UNCSD) 2012, die diskursive Persistenz des Brundtland-Leitbilds. Wiewohl im Vorlauf der UNCSD die Kritik am Mangel nachhaltiger Entwicklung zunahm und alternative Konzepte wie insbesondere „Green Economy“ (siehe unten) lanciert worden waren, blieb nachhaltige Entwicklung das Konzept, hinter dem sich die internationale Gemeinschaft einvernehmlich versammeln konnte (vgl. Kamau, Chasek, & O'Connor, 2018). Entsprechend formulierte sie ihre Zielvorgaben für die kommenden anderthalb Jahrzehnte auf eben dieser Grundlage aus, namentlich in der 2030 Agenda für Nachhaltige Entwicklung (UNGA, 2015) sowie den darin enthaltenen 17 universellen Zielen für nachhaltige Entwicklung (Sustainable Development Goals). So wird die grundlegende Arbeit der Brundtland-Kommission bis heute international gewürdigt, weil sie ein wegweisendes Konzept formulierte, das weltweit breite Zustimmung ermöglicht (vgl. Borowy, 2014).

Als institutionelle Entsprechung des Leitbildes der Nachhaltigen Entwicklung richtete die VN-Generalversammlung zunächst im Nachgang zur UNCED von 1992 eine Kommission für Nachhaltige Entwicklung (CSD) ein, die fortan die internationalen Bemühungen um nachhaltige Entwicklung koordinieren und überwachen sollte (vgl. Imber, 1993). Auch wenn die Kommission diesem anspruchsvollen Mandat in der Folgezeit nur bedingt gerecht werden konnte, war sie doch sichtbarer Ausdruck der Neuorientierung am Leitbild der nachhaltigen Entwicklung und zentraler Knotenpunkt im institutionellen Geflecht der zahlreichen mit Umwelt und Entwicklung befassten Organisationseinheiten der Vereinten Nationen (vgl. Bauer, 2013).

Stärker noch als in der häufig von prozeduralen Fragen überlagerten Arbeit der CSD wurde die paradigmatische Wirkung der Brundtland-Definition nachhaltiger Entwicklung im Kontext der so genannten „Rio-Konventionen“ deutlich: Drei maßgebliche multilaterale Umweltabkommen, die im Kontext der UNCED entstanden. So durchzieht die Bezugnahme auf das Konzept nachhaltiger Entwicklung und die in der Rio-Deklaration formulierten Prinzipien die 1992 in Rio verabschiedete Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen (UNFCCC) ebenso wie das Übereinkommen über biologische Vielfalt (CBD). Noch deutlicher tritt das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung in dem zwei

Jahre später verabschiedeten Übereinkommen der Vereinten Nationen zur Bekämpfung der Wüstenbildung (UNCCD) zu Tage, deren Aushandlung ein Arbeitsauftrag der UNCED gewesen war. Entsprechend reflektiert die UNCCD stärker als alle vergleichbaren multilateralen Übereinkommen die neuartigen und die Rio-Konferenz prägenden Diskurse um die Bedeutung partizipativer, dezentraler und lokales Wissen berücksichtigender Politikansätze für das Erreichen nachhaltiger Entwicklung (vgl. Bruyninckx, 2006, pp. 287-290; Johnson, Mayrand, & Paquin, 2006). So wurde rasch deutlich, dass es nach der UNCED kaum mehr möglich sein würde, in internationalen Verhandlungsprozessen hinter den in Rio postulierten Ansprüchen zurück zu bleiben.

Ecological Debt, Common But Differentiated Responsibilities (CBDR) und Climate Justice

Der Begriff der Ökologischen Schulden (Ecological Debt) wurde in den 1980er Jahren geprägt und hat sich insbesondere im Vorfeld und während der Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung (UNCED) von 1992 durchgesetzt. Das zunehmende Bewusstsein für Umweltprobleme, die Diskussion um die historische Verantwortung der Industrieländer für die Verschlechterung der globalen Umweltsituation sowie die akute Schuldenkrise gaben der Ecological Debt Idee Auftrieb (Warlenius, Pierce, & Ramasar, 2015).

Parallel zu den im Kontext der UNCED laufenden Regierungsverhandlungen verabschiedeten NGOs einen sogenannten Schulden Vertrag (Debt Treaty). Dieser besagte, dass planetarische ökologische Schulden des Nordens im Wesentlichen auf wirtschaftliche Verflechtungen und Handelsaktivitäten der Industrieländer zurückzuführen seien und auf der Ausbeutung von Umwelt und Ressourcen beruhten. Der Vertrag forderte den Druck auf internationale Organisationen dahingehend zu erhöhen, bis 1995 ein System zu etablieren, das die [ökologischen] Schulden der Industrieländer erfassen kann. Im Gegensatz zu verwandten Konzepten wie dem Ökologischen Fußabdruck (ecological footprint, vgl. Wackernagel & Rees, 1996) oder dem Umweltraum (Environmental Space; vgl. REF) ist das Konzept der ökologischen Schulden nicht wissenschaftlich fundiert sondern zivilgesellschaftlich verwurzelt (vgl. Warlenius et al., 2015). Es dient zuvorderst der Untermauerung politischer Forderungen und ist konzeptuell vage und flexibel gehalten. Im Kontext der Rio Konferenz war es instrumentell für die Stärkung der Verhandlungsposition der G77 gegenüber den Industrieländern und vermochte die Vorzeichen der Diskussion in Teilen umzukehren. Bis dahin standen die Entwicklungsländer in finanzieller Hinsicht in der Schuld der Industrieländer. Durch die Einforderung ökologischer Schulden hatten Entwicklungsländer sehr gute Argumente, Industrieländer zur Rechenschaft zu ziehen. In Folge der Rio Konferenz wurde das organisch gewachsene Konzept der Ökologischen Schulden für zahlreiche Schuldenkampagnen genutzt (vgl. Paredis, Goeminne, Vanhove, Maes, & Lambrecht, 2008).

Spätestens im Kontext der im Vorfeld mit großen Erwartungen verbundenen Klimakonferenz der Vereinten Nationen 2009 in Kopenhagen (UNFCCC COP 15) wurde das Konzept ökologischer Schulden als zentraler Bestandteil der Verhandlungsstrategie der Interessenvertreter des „globalen Südens“ unübersehbar (vgl. Warlenius et al., 2015). Mehr als 254 und vorwiegend den globalen Süden repräsentierenden Organisationen unterzeichneten die Deklaration „Repay the Climate Debt: A Just and Effective Outcome for Copenhagen“ (TWN, 2009). Nachdem die Klimakonferenz in Kopenhagen ergebnislos zu Ende ging, organisierte Bolivien 2010 die „People's World Conference on Climate Change and the Rights of Mother Earth“ in Cochabamba. Die Initiative wurde von über 200 zivilgesellschaftlichen Gruppen und einigen Regierungen (Bolivien, Kuba, Ecuador, Nicaragua, Venezuela) unterstützt und brachte das “People's Agreement” hervor, in dem Klimaschulden ebenfalls eine zentrale Rolle spielen. Auch die Deklaration des „People's Summit“ im Kontext der Rio+20 Konferenz bezieht sich explizit auf die historische soziale und ökologische Schuld der Industrieländer (People's Summit, 2012).

Eine umweltvölkerrechtliche Entsprechung der Idee ökologischer Schulden findet sich am ehesten in dem in Rio 1992 verabschiedeten Prinzip der „gemeinsamen, aber unterschiedlichen Verantwortung“ (Common But Differentiated Responsibilities, CBDR). Dieses hat sich politisch jedoch als ausgesprochen kontrovers erwiesen. Während die in der G77 organisierten Entwicklungsländer auf die Verantwortlichkeit der Industrieländer pochen, verwahren sich diese gegen eine völkerrechtlich verbindliche Anerkennung historischer Verantwortung. Speziell im institutionellen Kontext der internationalen Klimapolitik hat der Streit um die Interpretation des CBDR Prinzips sowie die daraus resultierenden Fragen, wie es zu operationalisieren sei, eine langlebige Verhandlungsblockade befördert (Pauw et al., 2014; vgl. Winkler & Rajamani, 2014).

Damit eng zusammenhängend hat sich speziell im Kontext der internationalen Klimapolitik die wissenschaftliche wie politische Diskussion um Umweltgerechtigkeit im Allgemeinen und Klimagerechtigkeit im Besonderen kontinuierlich weiterentwickelt (Parks & Roberts, 2006; Roberts & Parks, 2007). Die Fragen der Attribution von „ökologischer Schuld“ und der Übernahme von Verantwortung auf Grundlage normativer Prinzipien wie u.a. CBDR, des Verursacherprinzips (polluter pays principle) oder dem Anspruch der Generationengerechtigkeit sind wichtige Bezugspunkte in den

grundlegenden Diskursen um prozedurale wie distributionale Aspekte von Umwelt und Klimagerechtigkeit. Die politisch relevante Frage inwieweit sich eine gerechte und eine wirksame Umweltpolitik gegenseitig ausschließen oder vielmehr wechselseitig bedingen ist dabei zentraler Bestandteil der wissenschaftlichen Diskussion (vgl. Klinsky et al., 2017).

Die Ergebnisse des 2012er „Rio+20“-Gipfels – insbesondere die Beauftragung einer Open Working Group zur Aushandlung von „post-2015“-Zielen im Sinne nachhaltiger Entwicklung und die in diesem Zusammenhang angestoßenen institutionellen Reformen - bestätigten den paradigmatischen Anspruch des Konzepts nachhaltiger Entwicklung für die internationale Zusammenarbeit (vgl. Bauer, Dombrowsky, & Scholz, 2014; Baumann, 2017). Unübersehbar geht dies aus der 2030 Agenda für Nachhaltige Entwicklung und den von der Open Working Group formulierten Sustainable Development Goals hervor, wie sie im September 2015 schließlich von der VN-Generalversammlung verabschiedet wurden (UNGA, 2015). Der vielfach bemängelten empirischen Nachweisbarkeit von nachhaltiger Entwicklung wurde mit der Formulierung von siebzehn Sustainable Development Goals begegnet, die wiederum mit 169 messbaren Unterzielen und entsprechenden Indikatoren unterlegt sind. Institutionell wurde die bisherige Commission on Sustainable Development aufgelöst und durch ein High-level Political Forum on Sustainable Development ersetzt, das stärkeres politisches Gewicht auf die Waagschale bringen und entsprechend größere Durchschlagskraft entfalten soll. Inwieweit dies dem neuen Gremium, das sich formal im Juli 2013 in New York konstituierte, gelingen kann, bleibt abzuwarten (vgl. Beisheim, 2016; Janetschek, Scholz, & Keijzer, 2018).

2.3.2 Kritische Würdigung

Ungeachtet des gut vermittelbaren und international konsensfähigen Dreiklangs ökonomischer, sozialer und ökologischer Entwicklungsziele bietet die interpretatorische Bandbreite, mit der sich ein jeder den Nachhaltigkeitsbegriff zu eigen machen kann, Kritikern der Brundtland-Definition bis heute eine breite Angriffsfläche. Der Preis für die weltweite Zustimmung zum Leitbild der Nachhaltigkeit ist sein hohes Maß an begrifflicher Unschärfe, das vielfältige Interpretationsmöglichkeiten zulässt und eine nahezu beliebige Verwendung des Nachhaltigkeitsbegriffs als allgegenwärtiges politisches Schlagwort ermöglicht (vgl. Lipschutz, 2012; Springett & Redclift, 2015). Aus umweltpolitischer Perspektive ist hierbei vor allem zu kritisieren, dass die ökologische Dimension des Nachhaltigkeitskonzepts in der politischen Praxis häufig gegen die ökonomische und soziale Dimension ausgespielt wird und somit ihr wesentliches Ziel, die Belange zukünftiger Generationen zu sichern, zu unterlaufen droht (vgl. Gupta & Baud, 2015).

Wo immer sich die relevanten Akteure auf Nachhaltigkeit als Prinzip verständigen, aber wesentlich „business as usual“ betreiben, wird schlussendlich einem „Greenwashing“ nicht-nachhaltiger Praktiken Vorschub geleistet. Symptomatisch für eine derartige Handlungspraxis seien etwa die wachstumsfokussierte ökonomische Globalisierung, das damit einhergehende mangelhafte Verständnis der transnationalen Zusammenhänge von Entwicklung und Umwelt und das gleichzeitige Festhalten an einer staatszentrierten Umwelt- und Sozialpolitik genannt (vgl. Park, Conca, & Finger, 2008). Umgekehrt fürchten viele Verfechter von Armutsbekämpfung und sozioökonomischer Entwicklung bis heute, dass die starke Betonung des Nachhaltigkeitsparadigmas einem Primat der Ökologie das Wort rede, wodurch die kurzfristigen Entwicklungsbedürfnisse armer Menschen und Länder vernachlässigt würden (vgl. Najam, 2005). Weitere Kritiker sehen Fragen von politischer Steuerung, Governance und Rechtsstaatlichkeit sowie soziokultureller Grundlagen als zentrale Schwachstelle der gängigen Nachhaltigkeitskonzeption und bemängeln, dass diese Aspekte im dreidimensionalen Verständnis nachhaltiger Entwicklung zu wenig Berücksichtigung fänden (vgl. Fiedler, Furness, Grävingholt, & Leininger, 2015; Finger, 2008; König, 2011; Mahanti & Manuel-Navarrete, 2015).

Für jede dieser kritischen Perspektiven lassen sich grundsätzlich empirische Belege finden, wobei die Schlussfolgerungen sich entsprechend der idealtypischen Weltbilder der jeweiligen Kritiker

differenzieren lassen: Vereinfacht gesagt vertrauen Marktliberale auf das rationale Interesse der handelnden Akteure, die selbstoptimierenden Mechanismen der freien Marktwirtschaft und eine dementsprechende Balance der unterschiedlichen Nachhaltigkeitsdimensionen. Marktkritische Betrachter sehen demgegenüber die vorherrschenden Marktmechanismen und insbesondere einen auf privatwirtschaftlicher Profitmaximierung bedachten, ressourcenintensiven Industriekapitalismus als das zugrundeliegende Problem, das genau einer solchen Balancierung im Wege steht und das Ungleichheiten sowohl innerhalb von Gesellschaften als auch zwischen Ländern verstärkt. Institutionalisten setzen auf die Gestaltungskraft normbasierter und regelgeleiteter Verfahren und betonen die Potenziale einer die unterschiedlichen Nachhaltigkeitsdimensionen balancierenden politischen Steuerung durch die Schaffung bzw. Stärkung entsprechender rechtlicher, ordnungspolitischer und sozialer Institutionen. Ökozentristen wiederum gehen von einem ethisch begründeten Primat der Ökologie aus, der Umweltbelangen einen intrinsischen Wert zuschreibt, und halten die gegenwärtige ökologische Krise für derart tiefgreifend, dass nur ein radikales Umsteuern – weg von Konsum- und Wachstumsorientierung – perspektivisch überhaupt noch eine Balance der unterschiedlichen Nachhaltigkeitsdimensionen erwarten lässt (Clapp & Dauvergne, 2011).

Tabelle 1: Idealtypische Perspektiven auf Nachhaltigkeit

	marktliberal	institutionalistisch	ökozentrisch	sozial-ökologisch
Problem-wahrnehmung	(mangelnde) Wirtschaftskraft	Risiken für Nachhaltigkeit	ökologische Krise	soziale Krise
Ursache	schwaches Wachstum, Marktversagen	schwache Institutionen, mangelnde Kooperation	exzessives Wachstum, Konsum	Industriekapitalismus, Ungleichheit
Lösungs-ansatz	Wachstumsförderung, Deregulierung	Aufbau von Institutionen und Kapazitäten	Wachstum begrenzen, ökologische Kosten internalisieren	Gerechtigkeit, Deindustrialisierung

Quelle: Eigene Darstellung nach Clapp & Dauvergne (2011)

Im Vordergrund der Auseinandersetzungen um nachhaltige Entwicklung stehen zumeist grundsätzliche Fragen nach der Vereinbarkeit von Umweltschutz und wirtschaftlicher Entwicklung. Diese werden häufig, wenn auch nicht zwingend oder ausschließlich, im Zusammenhang machtstruktureller Fragen zwischen dem reichen "Norden" und dem armen "Süden" diskutiert (vgl. Biermann, 1998; Gupta, 2012; Najam, 2005; Springett & Redclift, 2015). Einerseits gelten sozioökonomische Entwicklung und wirtschaftliches Wachstum vielerorts weiterhin als notwendige Voraussetzung für umweltbewusstes Handeln, andererseits gefährdet die Vernachlässigung der ökologischen Dimension von Entwicklungsprozessen auf Dauer deren biophysikalische Grundlagen. Die Kritik an wachstumsorientierten Interpretationen nachhaltiger Entwicklung gewinnt dabei in dem Maße an Überzeugungskraft, in dem sie von den fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnissen über die menschlichen Ursachen globaler Umweltveränderungen und die Endlichkeit natürlicher Ressourcen gestützt wird (vgl. Raworth, 2017; Rockström et al., 2009a; Steffen et al., 2015; WBGU, 2011).

2.3.3 Fazit

Nachhaltige Entwicklung hat sich seit Beginn der 1990er Jahre als das international maßgebliche Paradigma zur Verzahnung sozioökonomischer und ökologischer Entwicklungsziele etabliert. Das von der Brundtland-Kommission 1987 vorgelegte Konzept nachhaltiger Entwicklung ist handlungsleitend

für das multilaterale System und die programmatische wie operative internationale Zusammenarbeit geworden. Persistenz und Durchschlagskraft der konzeptionellen Grundlagenarbeit der Brundtland-Kommission sind im Kern dadurch zu erklären, dass sie weltweit breite Zustimmung ermöglichen. Die Ergebnisse des „Rio+20“-Gipfels von 2012 und die daraus hervorgegangene Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung von 2015 unterstreichen dies nachdrücklich: Nachhaltige Entwicklung, mit all ihren Facetten und Interpretationsmöglichkeiten, bleibt deshalb das Konzept, hinter dem sich die internationale Gemeinschaft einvernehmlich versammeln kann, wann immer divergierende Interessen von Industrie- und Entwicklungsländern zur Verhandlung stehen.

Die anhaltend große Zustimmungsfähigkeit des Konzepts offenbart zugleich seine größte Schwäche und Angriffsfläche. Es ist offenkundig, dass den dem Konzept zugrundeliegenden Ansprüchen häufig nur mittels vager Kompromissformulierungen Rechnung getragen wurde und wird. Die empirische Wirkungsmacht des Konzepts bleibt deshalb weit hinter seiner diskursiven Durchschlagskraft zurück. Dies ändert aber nichts an dem grundlegenden Stellenwert, der dem Konzept nachhaltiger Entwicklung als allgemeingültigem Referenzpunkt seit seiner Genese in den 1980er Jahren an der unmittelbaren Schnittstelle umwelt- und Entwicklungspolitischer Diskurse zugewachsen ist. Die damit verbundenen Ansprüche bilden demzufolge auf absehbare Zeit die programmatische Kontrastfolie, vor der sich das Handeln der internationalen Staatengemeinschaft ebenso beweisen muss wie die unterschiedlichen Interpretationen und Übersetzungen von Nachhaltiger Entwicklung in nationalen und lokalen Kontexten.

2.4 Green Economy

2.4.1 Genese

Die Diskussion um "Green Economy" wie sie heute geführt wird, lässt sich unmittelbar auf die globale Finanz- und Wirtschaftskrise der Jahre 2007 und 2008 und die in ihrem Schatten stehende Vorbereitung des VN-Gipfels von 2012 zurückführen, der UNCSD (auch "Rio+20"-Gipfel genannt). Ihr spezifischer Mehrwert besteht darin, dass sie die Wahrnehmung der akuten Finanz- und Wirtschaftskrise mit der umfassenden Umwelt- und Klimakrise verknüpft, auf die die Menschheit seit geraumer Zeit zusteuer (Lederer, Wallbott, & Bauer, 2018).

Der Begriff der grünen Ökonomie wurde ursprünglich aber schon 1989 geprägt, als die Umweltökonomisten David W. Pearce, Anil Markandya und Edward B. Barbier ihren "Blueprint for a Green Economy" (Pearce, Markandya, & Barbier, 1989) vorlegten. Mit der Gründung einer Green Economy Initiative im Jahre 2008 wurde dieser Ansatz vom Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UNEP) gezielt aufgegriffen, um umweltökonomisch informierte Antworten auf die globale Finanz- und Wirtschaftskrise bzw. auf die von Entwicklungsforschern diagnostizierte "triple crisis" (Addison, Channing, & Tarp, 2011; Addison & Tarp, 2010) zu formulieren, die zusätzlich das Problem der globalen Ernährungssicherung mit in den Blick nahm. Konkret wurde Edward Barbier als Vordenker des Green Economy-Konzepts vom UNEP beauftragt, eine entsprechend fundierte Strategie zur "economic recovery" zu formulieren, die dem UNEP-Exekutivrat (Governing Council) 2009 in bewusster Anlehnung an Franklin D. Roosevelt's New Deal als "Global Green New Deal" präsentiert wurde (UNEP, 2009). Eine wissenschaftlich weiterführende Ausarbeitung wurde 2010 bei Cambridge University Press veröffentlicht (Barbier, 2010).

Dieser Global Green New Deal diente der Green Economy Initiative des UNEP fürderhin als Grundlage zur Erarbeitung eines viel beachteten Green Economy-Berichts, der 2011 unter dem Titel "Towards a Green Economy: Pathways to Sustainable Development and Poverty Eradication" veröffentlicht und als der wesentliche umweltpolitische Beitrag zur Vorbereitung des "Rio+20"-Gipfels verstanden wurde (UNEP, 2011). In Deutschland wird Green Economy seither als Wirtschaftsweise diskutiert, „die das Klima schützt, kontinuierlich schädliche Emissionen und Schadstoffeinträge in die Umwelt

reduziert, auf einer Kreislaufwirtschaft beruht, den Ressourcenverbrauch absolut senkt und grundsätzlich im Einklang mit Natur und Umwelt agiert“ (Lutz, Zieschank, & Drosdowski, 2015).

In der Interpretation des Bundesumweltministeriums will das Konzept der Green Economy Ökologie und Ökonomie positiv miteinander verbinden, um gesellschaftliche Wohlfahrt zu steigern und soziale Gerechtigkeit zu fördern sowie ganz allgemein eine umweltgerechte, wirtschaftliche Entwicklung zu ermöglichen (BMU, 2012). Green Economy wird in diesem Sinne verstanden als eine Strategie auf dem Weg zu nachhaltiger Entwicklung. Politisch-normative Vorstellungen über die Vereinbarkeit von Wirtschaft und Umweltschutz stehen somit auch in der nationalen Diskussion über Green Economy explizit im Vordergrund (vgl. Lutz et al., 2015). Eine im wissenschaftlichen Sinne präzise Definition des Green Economy-Begriffs scheint indes kaum möglich. International hat sich die UNEP-Definition rasch als maßgeblicher Bezugspunkt für die Debatten um “grünes Wirtschaften” etabliert. Eine Green Economy sei demnach eine Wirtschaft

“that results in ‘improved human well-being and social equity, while significantly reducing environmental risks and ecological scarcities’ (UNEP, 2010). In its simplest expression, a green economy is low-carbon, resource efficient, and socially inclusive. In a green economy, growth in income and employment are driven by public and private investments that reduce carbon emissions and pollution, enhance energy and resource efficiency, and prevent the loss of biodiversity and ecosystem services” (UNEP, 2011, p. 16).

Entsprechend solle eine globale Green Economy zu einem größeren Wohlstand der Menschheit und zu mehr sozialer Gerechtigkeit führen und zugleich ökologische Risiken und Ressourcenknappheit verringern oder knappe Ressourcen zumindest nachhaltig bewirtschaften. Die Entkopplung des Rohstoff-und Energieverbrauchs vom Wirtschaftswachstum ist dabei ebenso explizit als Ziel benannt, wie positive Wachstums-und Beschäftigungseffekte, die aus Investitionen in grüne Schlüsselsektoren und Ökosystemdienstleistungen erwachsen sollen (vgl. Unmüßig, 2012). Offensiv und transparent argumentierte das UNEP vor diesem Hintergrund, dass eine derart orientierte Transformation von Politik und Wirtschaft einen naheliegenden Ausweg aus den marktwirtschaftlichen Krisenlagen der Gegenwart böte:

“Recent traction for a green economy concept has no doubt been aided by widespread disillusionment with the prevailing economic paradigm, a sense of fatigue emanating from the many concurrent crises and market failures experienced during the very first decade of the new millennium, including especially the financial and economic crisis of 2008. [...] Mounting evidence also suggests that transitioning to a green economy has sound economic and social justification. There is a strong case emerging for a redoubling of efforts by both governments as well as the private sector to engage in such an economic transformation” (UNEP, 2011, p. 1).

Sowohl die zeitliche Nähe zur damals bevorstehenden UNCSD als auch die Prävalenz des Konzepts der nachhaltigen Entwicklung im multilateralen Kontext des UNEP, machten die explizite Bezugnahme und Positionierung des Green Economy-Konzepts gegenüber dem Konzept der nachhaltigen Entwicklung unumgänglich. Der Titel des Green Economy-Berichts und das rhetorische Framing von Green Economy als Mittel zum Zweck (“pathways to sustainable development and poverty eradication”) entsprachen dem unübersehbar. Gleichwohl konzentrierte sich die internationale Green Economy-Debatte vor allem auf die bis heute nicht abschließend geklärten Fragen, ob der Green Economy-Ansatz das Nachhaltigkeitsparadigma ersetzen solle und ob und wie sich Green Economy, außer der expliziten Betonung des ökonomischen, überhaupt substanziell vom Konzept der nachhaltigen Entwicklung unterscheide (vgl. Bauer, Lederer, & Siemons, 2012; Lederer et al., 2018).

Zu den Gemeinsamkeiten beider Ansätze zählt zweifelsfrei der dreidimensionale Ansatz, wonach die sozialen, ökonomischen und ökologischen Dimensionen von Politik und Gesellschaft in Einklang zu

bringen seien. Die Green Economy-Perspektive unterscheidet sich aber fundamental dadurch, dass sie eine effizient funktionierende Wirtschaft nicht als Ergebnis eines Austarierens der drei Dimensionen betrachtet, sondern als grundlegende Voraussetzung (Lederer, Wallbott, & Bauer, 2017; Lederer et al., 2018). Damit einhergehend ist das Green Economy-Konzept durch einen dezidiert optimistischen Blick auf die Potenziale technologischer Innovation und die regulierende Kraft von Marktinstrumenten geprägt (vgl. Bina, 2013; Gasparatos & Stevens, 2015; Lütkenhorst, Altenburg, Pegels, & Vidican, 2014; J. Sachs, 2011). Außerdem betonen viele Green Economy-Befürworter die Möglichkeit, mittels umweltpolitischer Maßnahmen Wachstum zu stimulieren und die Kosten nachhaltigen Wirtschaftens zu reduzieren (vgl. Jacobs, 2013; Stepping & Stoever, 2014).

In Reinform versammeln sich derartige Argumente konsequenterweise unter dem konzeptionellen Dach grünen Wachstums ("green growth"), wie es nahezu parallel zum Global Green New Deal des UNEP von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) ausformuliert wurde (OECD, 2011). Demnach sollen Wirtschaftswachstum und Entwicklung in einer Weise gefördert werden, die sicherstellt, dass

"natural assets continue to provide the resources and environmental services on which our well-being relies" (OECD, 2011).

Der damit implizite Anspruch, diejenigen Risiken zu minimieren, die vermittels des ökologischen Kapitals auch das ökonomische und soziale Kapital gefährden, entkräfte zugleich den vermeintlich grundsätzlichen Gegensatz von Ökonomie und Ökologie (vgl. Lutz et al., 2015). Dadurch rückt das in der Umweltökonomie immer wieder betonte Problem der Externalisierung ökologischer Kosten wirtschaftlicher Produktivität in den Fokus, welches eine Green Economy konsequenterweise überwinden müsste.

Neben der OECD verschrieben sich auch die Weltbank, das 2010 von Südkorea gegründete Global Green Growth Institute und einzelne Entwicklungsländer wie z.B. Äthiopien und Rwanda explizit der Förderung grünen Wachstums, mit jeweils unterschiedlichen Nuancierungen. Der umweltpolitisch motivierte Grundgedanke einer Green Economy im Sinne des UNEP-Konzepts tritt dabei stets gegenüber dem übergeordneten Ziel wirtschaftlichen Wachstums in den Hintergrund. So begnügt sich etwa der green growth-Anspruch der Weltbank damit, natürliche Ressourcen "effizient" nutzen und Umweltverschmutzung "minimieren" zu wollen (vgl. Jacobs, 2013; World Bank, 2012).

Ein weiterer Unterschied zwischen Green Economy-Ansätzen und dem Konzept nachhaltiger Entwicklung liegt in der besonderen Betonung der Rolle des Staates. Dieser solle im Sinne grüner(er) Volkswirtschaften mittels hierarchischer Steuerung dafür Sorge tragen, dass unter anderem umweltschädliche Subventionen abgebaut und Investitionen in grüne Technologien und Innovationen gefördert werden. Ganz allgemein sollen in einer Green Economy angemessene gesetzliche und regulatorische Rahmenbedingungen geschaffen und dem entgegenstehende Marktverzerrungen behoben werden (vgl. Gasparatos & Stevens, 2015; Lederer et al., 2018; UNEP, 2011). Dieser explizite Anspruch an Staaten beziehungsweise ihre jeweiligen Regierungen unterscheidet den Green Economy-Ansatz zumindest von dem operativen Zugang zur Förderung nachhaltiger Entwicklung, der in den 1990er Jahren und nach der Jahrtausendwende sehr stark auf zivilgesellschaftliches Engagement und die Einbindung des Privatsektors in transnational organisierten Public-Private-Partnerships setzte (vgl. Andonova & Levy, 2003; Weiss & Thakur, 2010). Manchen Analysten gilt die Fokussierung auf den Staat daher als markanteste und wichtigste Unterscheidung von Green Economy und nachhaltiger Entwicklung:

"the green economy is a statist concept, in which states are the primary architects and subjects of political interventions" (Death, 2015, p. 2208).

Zugleich ist zu berücksichtigen, dass sich die Interpretationen von Green Economy in einzelnen Ländern mitunter stark von der internationalen Debatte, wie sie insbesondere im Vorlauf und während der UNCSD 2012 geführt wurde, unterscheiden. So lassen sich empirisch mindestens vier Lesarten unterscheiden, vermittels derer einzelne Länder ein "greening" ihrer Wirtschaft anstreben: als Stärkung der Resilienz gegenüber Umweltveränderungen (green resilience), als Wachstumsstrategie (green growth) oder als mehr oder minder radikale Formen strukturellen Wandels (green transformation; green revolution) (Death, 2015; vgl. Lederer et al., 2018).

2.4.2 Kritische Würdigung

Bei alledem bleibt die Begrifflichkeit einer Green Economy politisch wie wissenschaftlich hoch umstritten; noch stärker gilt dies für die anverwandte Konzeption "grünes Wachstum". Ein umfassendes alternatives Entwicklungs-Paradigma, das die Frage beantwortet, „wie eine Ökonomie aussehen soll, die in ein endliches Ökosystem hineinpasst und wohlstandsfördernd wie armutsmindernd sein soll“ (Unmüßig, 2012) bietet weder die von UNEP geforderte Green Economy noch das Versprechen grünen Wachstums. Entsprechend mannigfaltig ist die Kritik an beiden Konzepten. Das kann insofern nicht verwundern, als dass grünes Wachstum, mehr noch als Nachhaltige Entwicklung, teils widersprüchliche Interessen und Strategien unter einem vermeintlich kohärenten Dach zu vereinen sucht – in einem Maße, das es nach Auffassung mancher Kritiker als Oxymoron qualifiziert (vgl. Brand, 2012; Tienhaara, 2014).

Generell lassen sich bei der Kritik am Green Economy-Konzept drei grundlegende Vorwürfe unterscheiden (Lederer et al., 2018). Der prominenteste darunter ist das selbstverständliche Festhalten an der Maxime makroökonomischen Wachstums als handlungsleitendem Prinzip. Diese sei schwerlich mit der Annahme planetarischer Grenzen und endlicher Naturressourcen in Einklang zu bringen (vgl. Brand & Wissen, 2015; Daly, 2011; T. Jackson, 2009; Rockström et al., 2009a; WBGU, 2011). Grundlegende strukturbildende makroökonomische Parameter wie etwa die Geld- und Währungspolitik würden nicht ernsthaft hinterfragt (vgl. Unmüßig, 2012). Zudem beschränkten sich viele der entsprechenden Green Economy-Arbeiten darauf, die vermeintlichen Potenziale und "win-win"-Optionen zu betonen, ohne aber mögliche Hindernisse und gegenläufige Interessen zu reflektieren (Brand & Lang, 2015, p. 462).

Damit zusammenhängend wird zweitens die Unterordnung der sozialen und ökologischen Dimensionen von nachhaltiger Entwicklung gegenüber einem mehr oder weniger offensiv postulierten Primat der Wirtschaft kritisiert. Der dem zugrunde liegende marktliberale Optimismus gegenüber technologischen Innovationen und den Selbstregulierungskräften des Marktes erscheint dabei nahezu unpolitisch: Fragen der politischen Ökonomie und der politischen Ökologie sowie nach strukturellen Ungleichheiten zwischen den handelnden Akteuren und ihrer Institutionen werden kaum reflektiert und ihnen allenfalls nachgeordnete Bedeutung beigemessen (vgl. Dasgupta, 2011; Khor, 2011; Okereke & Ehresman, 2015; Unmüßig, 2014).

Drittens gilt es die spezifische Kritik seitens der Küsten- und Inselstaaten zu berücksichtigen, wie sie etwa in der Alliance of Small Island States (AOSIS) organisiert sind. Demnach seien die vorherrschenden Green Economy-Interpretationen vor allem auf Fragen der Landnutzung ausgerichtet. Die auch aus globaler Perspektive bedeutsamen Ökosystemleistungen von Ozeanen und maritimen Ökosystemen würden entsprechend unzureichend berücksichtigt (Silver, Gray, Campbell, Fairbanks, & Gruby, 2015; Watts, 2014). Die gestiegene Aufmerksamkeit für "Blue Carbon" im Kontext der internationalen Klimapolitik stützt diese Sichtweise (vgl. WBGU, 2013). Zugleich ist festzustellen, dass eine ozeanisch fokussierte „Blue Economy“ das Konzept der Green Economy eher komplementieren als ersetzen würde, indem es grundsätzlich vergleichbare Ansätze auf einen spezifischen geografischen Kontext bezieht und dahingehend ausweitet.

2.4.3 Fazit

In der Zusammenschau lässt sich dem Konzept der Green Economy einerseits zu Gute halten, dass es die Verknüpfung unterschiedlicher Krisenwahrnehmungen mit ökologischen Fragen bis in den politischen und wirtschaftlichen Mainstream hinein befördert hat. Andererseits ist festzustellen, dass die Lösung der ökologischen Krise im Sinne einer wachstumsorientierten Green Economy genau den kapitalistischen Kräften vorbehalten bleibt, die sie maßgeblich zu verantworten haben und deren Interesse an einem systemischen Wandel intrinsisch begrenzt ist. Das Konzept weist somit nicht über etablierte Rezepte einer ökologischen Modernisierung im Rahmen der vorherrschenden marktliberalen Ordnung hinaus. Sein Innovationsgehalt bleibt damit ebenso begrenzt wie sein Anspruch auf einen grundlegenden strukturellen Wandel im Sinne einer umfassenden sozial-ökologischen Transformation.

Die affirmative Betonung von Green Growth innerhalb einer kapitalistisch organisierten globalen Ökonomie steht einer grundlegenden Reflektion, die die Relevanz von Wachstum ergebnisoffen betrachtet, sogar entgegen. Dies ist problematisch unabhängig davon, ob und wie die Frage nach der Vereinbarkeit von Wirtschaftswachstum und Umweltschutz abschließend zu beantworten ist. Green Growth scheint schon deshalb als konzeptionelle Grundlage für die Diskussion, Identifikation und Gestaltung langfristig wirksamer umweltpolitischer Handlungsstrategien ungeeignet.

Schließlich ist festzustellen, dass sich sowohl die Befürworter einer Green Economy im Allgemeinen als auch die Verfechter einer auf Green Growth zugesetzten Interpretation derselben ihre Argumentation in aller Regel explizit in den Zusammenhang nachhaltiger Entwicklung stellen. Deshalb ist auch die Auseinandersetzung mit diesen wirtschaftsfreundlich ausgerichteten Konzepten und ihren umweltpolitischen Potenzialen vor allem relativ zum vorherrschenden Nachhaltigkeitsparadigma zu führen.

2.5 Degrowth

2.5.1 Genese

Die Ursprünge des Degrowth-Konzeptes finden sich in Frankreich in den 1970er Jahren. Der Begriff Décroissance (französisch für Degrowth) wurde 1972 zum ersten Mal von André Gorz, einem französischen Sozialphilosophen und später führendem Theoretiker der Politischen Ökologie, benutzt. Er stellte bereits damals eine Frage, die auch heute noch sehr relevant ist. Nämlich, ob das Gleichgewicht der Erde, für das kein Wachstum - oder sogar ein Degrowth - der materiellen Produktion notwendig ist, vereinbar ist mit dem Überleben des kapitalistischen Systems (Gorz 1972). Gorz wurde von Nicholas Georgescu-Roegen, einem Pionier der Ökologischen Ökonomie und der Bioökonomie, inspiriert. Verschiedene Beiträge von ihm wurden 1979 unter dem Titel „Demain la décroissance“ veröffentlicht. Damit setzte sich der Begriff endgültig durch (Muraca 2013). Nach der Veröffentlichung des Berichts „Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome (Meadows et al. 1972) im gleichen Jahr wurde der Begriff Décroissance auch von anderen französischen Autoren benutzt und verbreitete sich. Jedoch mit dem Ende der Ölkrise und dem Erstarken des Neoliberalismus in den 1980er und 1990er Jahren ging das Interesse an einem Degrowth-Diskurs zunächst zurück. Insbesondere in den Wirtschaftswissenschaften wurden die Überlegungen Georgescu-Roegens zu Degrowth ignoriert. Es spielte weiterhin in vereinzelten politikwissenschaftlichen und philosophischen Debatten in Südeuropa (insbesondere Frankreich, Spanien, Italien und in der Schweiz) eine Rolle (Muraca, 2013). Seit der Rio-Konferenz 1992 und der Einigung auf die Definition von nachhaltiger Entwicklung wurden Diskussionen über ökologische und soziale Grenzen international verstärkt in diesem Diskurs eingebettet. Nach Latouche trieben die Wissenschaftler bei der Weiterentwicklung des Degrowth-Konzeptes die Erkenntnis an, dass Entwicklung im globalen Süden ausblieb und dass der Norden keine geeigneten Modelle präsentieren konnte, die eine Entwicklung im Rahmen planetarischer Grenzen ermöglichen (Latouche, 2010).

In den 2000er Jahren erfuhr Degrowth einen neuen Aufschwung. 2002 brachte die Zeitschrift *Silence* ein Sonderheft als Anerkennung für Nicholas Georgescu-Roegen heraus. Diese Zeitschrift wurde stark nachgefragt. Sie eröffnete die öffentliche Debatte um Degrowth und wird als Startpunkt der heutigen Degrowth-Bewegung gesehen. Im Jahr 2002 fand die Konferenz „Défaire le développement, Refaire le monde“ (Undo Development, Remake the World) mit über 800 Teilnehmern bei der Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur (UNESCO) in Paris statt. Im gleichen Jahr wurde in Lyon das Institut für wirtschaftliche und soziale Studien zu Sustainable Degrowth gegründet, das gleich im folgenden Jahr eine große internationale Konferenz zu Sustainable Degrowth organisierte. Serge Latouche, Mauro Bonaiuti, Paul Ariés, Jacques Grinevald, Francois Schneider und Pierre Rabhi präsentierten dort ihre Ideen – allesamt bedeutende Degrowth-Autoren (Kallis, Demaria, & D'Alisa, 2014). Im Zuge von Protesten für autofreie Städte, kommunale Mahlzeiten und landwirtschaftliche Kooperativen wurde aus Decroissance eine soziale Bewegung (Kallis et al., 2014). Ausgehend von Frankreich benutzten auch Umweltschützer und Globalisierungsgegner in Italien und in Spanien den Begriff Decroissance (decrecita, decrecimiento). In Frankreich unterdessen verbreitet sich der englische Begriff Degrowth immer weiter. Mit der Finanzkrise 2008 und der Suche nach Wegen aus der Krise bot Degrowth eine Alternative (Whitehead, 2013). 2008 fand die erste große internationale Konferenz statt Paris statt, bei der der englische Begriff Degrowth offiziell verwendet wurde. Im Mittelpunkt der Diskussionen in Paris stand die Kritik an der ökonomischen Entwicklung als Leitbild für die Entwicklung von Entwicklungsländern (Muraca, 2013). Das Institut für Umweltwissenschaften und Technologie in Barcelona schloss sich der Bewegung an und richtete die zweite große Degrowth-Konferenz in Barcelona 2010 aus. Das spanische Institut baute Kontakte sowohl zur Ecological Economics Community als auch zu lateinamerikanischen Netzwerken der Politischen Ökologie und der Umweltgerechtigkeit auf. Weitere Konferenzen folgen in Montreal (2011), Venedig (2012), Leipzig (2014) und Budapest (2016) und mobilisierten sowohl Theoretiker als auch Praktiker (Muraca, 2013). Seit 2008 wurden mehr als 100 wissenschaftliche Zeitschriftenartikel und mindestens sieben Special Issues in begutachteten internationalen Fachjournals zum Thema Degrowth veröffentlicht und Degrowth wird an internationale renommierten Universitäten wie z.B. der SciencePo in Paris gelehrt (Kallis et al., 2014). Wichtige neuere wissenschaftliche Veröffentlichungen zu Degrowth-Ansätzen sind zum Beispiel Latouche (2010), Kallis (2011), Fournier (2008), Trainer (2012) oder Martínez-Alier et al. (2010).

Während sich in Italien, Spanien und Frankreich der Begriff Degrowth durchgesetzt hat, wird in Deutschland vorwiegend der Begriff Post-Wachstum, häufiger auch Postwachstum geschrieben, benutzt. Möglicherweise ist das in der Schwierigkeit der Übersetzung des Begriffes Degrowth (Schrumpfung oder Wachstumsrücknahme) begründet. Auch wenn Degrowth stärker den Prozess und Postwachstum einen Zustand beschreibt, werden beide Begriffe in der Literatur als Synonyme verwendet (Muraca, 2013).

In der Literatur wird zwischen fünf konzeptionellen Strömungen und ihren jeweiligen Vordenkern unterschieden (Flipo, 2009; Muraca, 2013):

- a) Kulturalistisch-anthropologisch: Kritik am Modell des Homo oeconomicus und seiner nutzenmaximierenden Rationalität durch Latouche
- b) Basisdemokratisch: Kritik an der Kommodifizierung sozialer Beziehungen durch Cheynet
- c) Ökologisch: stellt die Dominanz des Menschen über Natur in Frage durch Serres, Bookchin, Deep Ecology Bewegung
- d) Spirituell: durch Rahbi, Gandhi, Thoreau
- e) Bioökonomisch: Georgescu-Roegens bioökonomische Theorie, weiterentwickelt durch die Ökologische Ökonomie

Degrowth ist eine dezidierte Kritik an Wachstum. In der ersten Degrowth-Phase standen vor allem Fragen zu Grenzen des Wachstums und der Ressourcenbegrenzung im Mittelpunkt. Die zweite Phase

war vor allem durch eine kritische Diskussion der „hegemonischen“ Idee von nachhaltiger Entwicklung geprägt (Kallis et al., 2014). Serge Latouche, ein führender Denker in der französischen Degrowth-Debatte, bezeichnet den Begriff „Nachhaltige Entwicklung“ als ein Oxymoron (vergleiche Kapitel 2.3) und kritisiert die Dominanz des Wachstum-Paradigmas (Muraca, 2013). Degrowth thematisiert in erster Linie die Eigenschaften und die Effekte von Wirtschaftswachstum. In der klassischen wirtschaftswissenschaftlichen Lehre wird Wachstum mit einer gut funktionierenden freien Marktwirtschaft, in der Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen und in der der Staat kaum Einfluss auf das Wirtschaftsgeschehen hat. Wachstum fördere somit Gewinnerzielung, Wettbewerbsfähigkeit und effizienter Güterverteilung. Degrowth hingegen macht auf die sozio-ökologischen Externalitäten, wie zum Beispiel die Nutzung fossiler Rohstoffe, des Wachstums aufmerksam und macht den Versuch, ein Bild einer Gesellschaft zu entwerfen, die nicht auf Wachstum basiert, weniger Ressourcen verbraucht und das Leben anders als heute organisiert (Kallis et al., 2014; Whitehead, 2013). Nach Kallis et al. 2014 bedeutet Degrowth nicht nur eine Reduzierung der Produktion und des Konsums, sondern es gehe auch um qualitative Veränderungen. Tim Jackson hat mit seinem Buch „Wohlstand ohne Wachstum“ einen weiteren Beitrag zu Degrowth-Debatte geliefert. Dort analysiert er das scheinbare Dilemma zwischen Degrowth und ökonomischem und sozialen Kollaps sowie starken Wachstumszielen und ökologischer Krise. Jackson definiert Wohlstand nicht anhand von ökonomischen Kennzahlen, sondern als einen auflebenden Zustand, der den sozialen Zusammenhalt stärkt und die Belastung der Umwelt reduziert (T. Jackson, 2009).

In der Literatur unterscheidet man zwischen vielen verschiedenen Degrowth-Formen (Ott, 2012; van den Bergh, 2011). Im Folgenden werden die wichtigsten aufgelistet:

- a) Bruttoinlandsprodukt (BIP)-Degrowth: Ablehnung des Indikators BIP zur Messung von Wohlstand und zur Messung von politischem Erfolg, bescheidenes Konzept mit großer Verständlichkeit und Akzeptanz (z.B. Sozialdemokraten, Konservative, Kirchen, Ökonomen),
- b) Physisches Degrowth: nachhaltige Strategie zur Erreichung von Umweltzielen durch Reduzierung von Materialverbrauch, Umweltgerechtigkeit und der Berücksichtigung zukünftiger Ressourcen, keine Ablehnung des Wachstums als solches, Degrowth in Industrieländern wird als Voraussetzung für eine nachhaltige Entwicklung in Entwicklungsländern gesehen;
- c) Degrowth von Konsum- und Arbeitszeit: anthropologische und soziale Kritik von Wachstum, Befreiung von Wettbewerb, Abhängigkeit von monetärem Einkommen und beschleunigte Lebensgeschwindigkeit;
- d) Degrowth als Teil einer umfassenden Transformationsstrategie z.B. in Bezug auf Eigentumsrechte, Kontrolle über Kapitalstöcke, Steuersysteme, Gegenentwurf zum Kapitalismus (“Make capitalism history!”).

Eversberg und Schmelzer vertreten demgegenüber einen anderen Ansatz zur Charakterisierung der Degrowth-Strömungen. Sie typologisieren unterschiedliche Degrowth-Ansätze entlang fünf entsprechender Akteursgruppen (Eversberg & Schmelzer, 2018):

- a) den ökologisch-radikalen Suffizienz-orientierten Kritikern der Zivilisation;
- b) den moderaten immanenten Reformern (technologiefreundliche Rationalisten);
- c) einer transitorischen Gruppe freiwillig-pazifistischer Idealisten;
- d) der modernen, rationalen Linken; und
- e) der alternativen praktischen Linken.

2.5.2 Kritische Würdigung

Das Degrowth-Konzept wird häufig wegen der Annahme kritisiert, dass Degrowth quasi zwangsläufig zur Verbesserung ökologischer Parameter führe. Dies ist empirisch zumindest umstritten. Kritiker betonen bezüglich der Degrowth-Ansätze zudem deren schwierige politische Durchsetzbarkeit

(Konsumentensouveränität), geringe ökonomischen Effizienz (Erreichung eines Umweltziels zu hohen Kosten) und mangelnde ökologische Treffsicherheit (z.B. verhindert ein geringeres Einkommen nicht unbedingt den Konsum schädlicher Produkte) (van den Bergh 2011, 887). Jakob und Edenhofer kritisieren den Degrowth-Ansatz mit dem nicht zuletzt entwicklungsrechtlich bedeutsamen Blick auf die ungleiche Verteilung des Pro-Kopf-Einkommens in der Welt. Bei einer Stabilisierung des Einkommens müsste sich das durchschnittliche Einkommen bei 10.000 US\$ einpendeln. Das würde aber bedeuten, dass Länder in Subsahara-Afrika das Pro-Kopf-Einkommen versiebenfachen können, wohingegen das Pro-Kopf-Einkommen in den USA und Europa um 70-80 Prozent sinken müsste und damit wichtige Investitionen in z.B. Gesundheit und Bildung ausblieben. Weiterhin kritisieren sie, dass eine Reduzierung des Einkommens nicht immer die effizienteste Lösung hervorbringt, wenn es günstigere technologische Lösungen gibt, die zum Beispiel zu einer CO₂-Einsparung führen. Außerdem wird angemerkt, dass eine sinkende Wachstumsrate nicht unbedingt zu einem besseren Technologiemix (z.B. weniger Nuklearenergie oder Kohlenstoffabscheidung und -sequestrierung) führt (Jakob & Edenhofer, 2014).

2.5.3 Fazit

Degrowth ist aufgrund der vielfältigen unterschiedlichen Strömungen bislang kein einheitliches Konzept. Allen Degrowth-Ansätzen ist aber gemeinsam, dass sie eine deutliche Kritik am vorherrschenden, auf Wachstum konzentrierten Wirtschaftssystem beinhalten und dadurch eine kritische Diskussion des Wachstumsbegriffs angeregt haben. Dennoch gibt es bislang kein kohärentes Degrowth-Gesamtkonzept, wie eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Transformation im Sinne von Degrowth stattfinden kann. Insbesondere bleibt die Frage offen, wie eine Wachstumsrücknahme sozial und ökologisch stabil gestaltet und wie in unterschiedlichen sozioökonomischen Kontexten umgesetzt werden könnte. Theorien und Konzepte wurden bislang vornehmlich in und für Industrieländer entwickelt und diskutiert. Ob und wie ein Degrowth auch in Entwicklungsländern möglich oder überhaupt nötig wäre, wird bislang kaum adressiert.

2.6 Post-Development

2.6.1 Genese

Post-Development beschreibt einen Ansatz, der in den späten 1980er und 1990er Jahren entwickelt wurde und sich als eine fundamentale Kritik an der Entwicklungstheorie und – praxis versteht (Ziai, 2006). Das Konzept entwickelte sich in einer Zeit, in der das Versagen etablierter Entwicklungsstrategien deutlich thematisiert wurde und entsprechende Forderungen nach Alternativen zur „Entwicklung“ und neuen Formen der Entwicklungszusammenarbeit nach sich zogen (Klappe, 2015).

Viele Post-Development Beiträge beginnen mit der Feststellung, dass das „Entwicklungsprojekt“, das man nach dem zweiten Weltkrieg begann, gescheitert sei. Sachs (W. Sachs, 1992) argumentiert, dass die ökologischen Kosten des eingeschlagenen Entwicklungspfades zu hoch seien, der politische Antrieb mit dem Ende des Ost-West-Konfliktes verloren gegangen sei, wohingegen die immer größere werdende Kluft zwischen Arm und Reich zeigt, dass Entwicklungsmodelle ungeeignet sind. Weiterhin sei die Verallgemeinerung des westlichen Entwicklungsmodells nicht geeignet, da so Diversität und Handlungsalternativen verloren gingen. Ein führender Vertreter des Post-Development-Ansatzes ist Arturo Escobar. Er kritisiert Entwicklung als ein Machtinstrument gegenüber den Entwicklungsländern (Fischer, Hödl, Maral-Hanak, & Parnreiter, 2007). Diskussionen innerhalb entwicklungsrechtlicher Institutionen und Organisationen über Reformen und Alternativen (z.B. in Bezug auf Nachhaltigkeit und Partizipation) wurden von Post-Development-Autoren als bloße Fortschreibung des „alten“ Entwicklungsparadigmas interpretiert und abgelehnt (Klappe, 2015).

Escobar definiert Post-Development nicht als alternative Entwicklung, sondern als die Suche nach Alternativen zur Entwicklung. Das heißt, er lehnt das Entwicklungsparadigma grundsätzlich ab. Er

sieht die Belebung von lokalen Kulturen und die Wiederaneignung lokalem Wissen als wichtige Voraussetzung, hat eine kritische Einstellung gegenüber etablierten Wissenschaftsdiskursen und misst lokalen Graswurzelbewegung eine große Bedeutung zu (Escobar, 2007). Neben den häufig genannten männlichen (Haupt-)Proponenten von Post-Development – Arturo Escobar, Gustavo Esteva, Wolfgang Sachs, Rajid Rahnema aber auch James Ferguson, Serge Latouche und Gilbert Rist weist Klapeer (Klapeer, 2015) auch auf die indische Wissenschaftlerin und Aktivistin Vandana Shiva hin. Diese habe auch zu Post-Development publiziert und Entwicklung aus der Geschlechterperspektive beleuchtet.

Post-Development-Ansätze verlangen eine konsequente und tiefgreifende Auseinandersetzung mit den eurozentristischen, modernisierungstheoretischen, kolonialen, rassistischen, kapitalismus- und wachstumsorientierten und teilweise auch androzentrischen Implikationen und Effekten von Entwicklung. Deshalb sei die Frage berechtigt, ob Post-Development tatsächlich als entwicklungstheoretisches Paradigma eingeordnet werden kann, da Entwicklung nicht nur als normativer und interpretativer Bezugsrahmen, sondern auch als Begriff selbst verworfen wird (Klapeer, 2015). Ziai sieht jedoch in der „Aufdeckung des Eurozentrismus und der Machtbeziehungen“ im Entwicklungsparadigma eine wichtige Errungenschaft des Post-Development-Ansatzes. Nach ihm kann Post-Development die Grundlage für eine kritische Diskussion von Entwicklungstheorie und -praxis sowie von möglichen Alternativen sein (Ziai, 2006). Post-Development-Vertreter/innen sehen in der grundsätzlichen Infragestellung des Entwicklungsbegriffs auch eine Lösung für ökologische Probleme, beispielsweise durch die Beschränkung der materiellen Produktion.

2.6.2 Kritische Würdigung

Der Post-Development-Ansatz ist im letzten Jahrzehnt vor allem im angelsächsischen Sprachraum breit rezipiert und kritisiert worden. Die wichtigsten Kritikpunkte lassen sich wie folgt zusammenfassen (Ziai, 2006): Der Post-Development-Ansatz stehe lokalen Gemeinschaften und kulturellen Traditionen zu unkritisch und wenig reflektiert gegenüber, indem er ein idealisiertes Bild vormoderner Gemeinschaften zeichnet. Er ignoriere die positiven Aspekte von Entwicklung und Moderne, wie sie etwa in den Rechten des Individuums oder in technischen Fortschritten (z.B. in der Medizin) zur Entfaltung kommen. Er akzeptiere und legitimiere vielmehr strukturelle Unterdrückung und Gewalt. Er sei schlussendlich nicht weniger autoritär als andere Entwicklungskonzepte, weil er ebenso Menschen vorschreibe, wie sie zu leben hätten.

2.6.3 Fazit

Post-Development ist eine radikale Kritik des Entwicklungsdiskurses und vor allem der eurozentrischen Fortschritts- und Entwicklungsvorstellung. Entwicklung wird nicht nur hinterfragt, sondern grundsätzlich abgelehnt. Die Ablehnung des Entwicklungsdiskurses geht mit einer grundsätzlichen Ablehnung von Entwicklungszusammenarbeit einher. Dies birgt die Gefahr, dass Industrieländer sich leichter aus ihrer historischen Verantwortung ziehen können, für deren Anerkennung viele Länder lange Zeit gekämpft haben. Der Post-Development liefert kein gesamtgesellschaftliches Konzept, wie eine Alternative zur Entwicklung aussehen könnte, sondern setzt auf Graswurzelbewegungen, lokale Gemeinschaften und lokales Wissen. Diese werden zum Teil romantisiert und lokale Machtstrukturen und Konflikte werden ausgeblendet. Dennoch haben die radikalen Positionen innerhalb des Post-Development-Ansatzes eine wichtige Diskussion und Reflektion über die normativen Grundlagen, Ziele und Strategien heutiger Zusammenarbeit positiv angestoßen.

2.7 Buen Vivir

2.7.1 Genese

Buen vivir ist konzeptionell verankert in zwei indigenen Leitbegriffen der lateinamerikanischen Andenregion: sumak kawsay und suma qamaña. Buen vivir wird häufig mit „gutes Leben“ übersetzt

und wurde von einer großen Zahl von Akteuren als eine Alternative zu dominierenden Entwicklungskonzepten und neues gesellschaftliches Leitprinzip mit kritischem und transformativem Potenzial rezipiert (Acosta, 2009; Gudynas, 2016; Walsh, 2009). Buen vivir reduziert „gutes Leben“ nicht nur auf Wohlstand und materielles Wohlergehen, sondern umfasst auch das harmonische Verhältnis zwischen Menschen, Vorfahren, Natur, Gesellschaft, Vergangenheit und Zukunft (Altmann, 2014; Cortez und Wagner, 2010; Carlos Espinosa, 2010; Vanhulst & Beling, 2014).

Sozialwissenschaftliche Untersuchungen konnten rekonstruieren, dass buen vivir im Jahr 2000 durch eine Reihe von Veröffentlichungen und Veranstaltungen geprägt wurde (Altmann, 2013, p. 289). Als Teil des bolivianischen Prozesses „Diálogo Nacional 2000“ wurden Workshops und Diskussionsrunden im Rahmen einer kulturwissenschaftlichen Studie zu Armut und Entwicklung organisiert. Die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) und die Federación de Asociaciones Municipales (Bund Munizipaler Zusammenschlüsse in Bolivien) erarbeiteten ein Programm, welches „Suma Qamaña“ genannt wurde und aus Aymara ins Spanische mit vivir bien (gut leben) übersetzt wird. Die Grundlagen von suma qamaña wurden insbesondere von Vertretern der intellektuellen Elite der Aymara, (eine indigene Gruppe in Bolivien, Chile und Peru) ausgebildet in Anthropologie, Ethnologie und Ethnographie, entwickelt (Altmann, 2013, p. 290; Cortez & Wagner, 2010). Wenig später wurde ein erster Bericht zu buen vivir durch die GTZ veröffentlicht. Im Rahmen eines Workshops zu Entwicklungskooperationen, der 2002 in Panamá stattfand, wurde buen vivir anderen lateinamerikanischen Staaten präsentiert.

In Ecuador wurde im gleichen Jahr das Konzept als sumak kawsay (vergleichbar mit suma qamaña) entworfen. Carlos Viteri Gualinga, ein Kichwa (eine indigene Gruppe in Ecuador), Wissenschaftler und Herausgeber der Zeitung El Hoy aus Quito, publizierte einen Text zum Entwicklungsverständnis indigener Gesellschaften der Amazonasregion, welches er alli kawsay oder sumak kawsay nannte (Carlos Espinosa, 2010). Der Text weckte das Interesse unter anderem städtisch geprägter Intellektueller, wie dem Ökonomen Alberto Acosta, der sich insbesondere mit den negativen Auswirkungen exzessiver, moderner Produktions- und Konsumsysteme auf das ökologische Gleichgewicht beschäftigte (Altmann, 2013; Carlos Espinosa, 2010). 2003 schließlich, wurde sumak kawsay in Veröffentlichungen der lokalen Organisation der indigenen Gemeinde von Sarayaku verwendet, die sich in einem anhaltenden Konflikt mit Ölfirmen befanden, aufgegriffen. Das Konzept entwickelte sich nun schnell zu einem Eckpfeiler eines alternativen politischen Diskurses in Ecuador und verbreitete sich insbesondere unter der indigenen Bewegung und ihrer politischen Bewegung CONAIE (Confederation of Indigenous Nationalities in Ecuador) (Cristina Espinosa, 2015).

Eine Vielzahl verschiedener Akteure beteiligte sich an der Ausgestaltung des buen vivir Diskurses. Insbesondere indigene Intellektuelle (in Bolivien) und urban geprägte Akademiker aus weißen und mestizo Bevölkerungsgruppen (in Ecuador) nahmen eine Schlüsselrolle in den Definitionsprozessen des Konzeptes ein (Altmann, 2013; Vanhulst & Beling, 2014). Auch indigene soziale Bewegungen, Umweltbewegungen, feministische Gruppen und Nichtregierungsorganisationen waren an der ursprünglichen Formulierung und Weiterentwicklung von buen vivir beteiligt (Cortez & Wagner, 2010). Erst später wurde, wie oben dargestellt, das Konzept durch Regierungsakteure und -institutionen aufgenommen und mit einer spezifischen rechtlich-politischen Interpretation ausgestattet. Die Vielzahl beteiligter Akteure deutet bereits an, dass der Diskurs von buen vivir kein klar abgrenzbares, kohärentes und homogenes Ereignis ist. Es ist für ein differenziertes Verständnis notwendig, die Vielfalt der beteiligten Akteure anzuerkennen, um ihre unterschiedlichen diskursiven Beiträge zu den vielschichtigen Auseinandersetzungen über die konkrete Definition des Konzeptes nachvollziehen zu können.

Buen vivir, sumak kawsay und suma qamaña erhielten größere öffentliche Aufmerksamkeit und politische Anerkennung durch ihre Schlüsselrolle in den Verfassungsreformprozessen Ecuadors (2008) und Boliviens (2009) (Cortez und Wagner, 2013, p.100, Cristina Espinosa 2013, Radcliffe

2013). Die erfolgreiche rechtliche und politische Institutionalisierung regte Diskussionen um buen vivir in weiteren Ländern Lateinamerikas, wie Mexiko, Guatemala oder Chile, an. Es kam zu intensiven Austauschprozessen zwischen einzelnen Aspekten von buen vivir und spezifischen lokalen und indigenen Traditionen. Buen vivir wurde schließlich im internationalen Kontext während des Weltsozialforums 2010 in Porto Alegre als eine Alternative zu Kapitalismus und Realsozialismus diskutiert (Cortez und Wagner, 2013, p. 101) und erhielt zunehmend Zuspruch in Debatten um Nachhaltigkeit. In Deutschland wurde buen vivir von politischen Stiftungen wie der Friedrich Ebert Stiftung, der Heinrich Böll Stiftung und der Rosa Luxemburg Stiftung, mit großem Interesse aufgenommen und durch zahlreiche Publikationen, Diskussionsrunden und andere Veranstaltungen in die deutsche Debatte eingebracht. Außerdem fand buen vivir in Teilen der deutschen Wissenschaft große Resonanz, in denen Kritik gegenüber Kapitalismus und Konsumgesellschaft artikuliert wurde und neue Begriffe wie Postwachstum und Degrowth angesichts zeitgenössischer Nachhaltigkeits- und Umweltherausforderungen rezipiert wurden (Escobar, 2015).

Buen vivir verknüpft Elemente unterschiedlicher Traditionen, insbesondere indiger Kulturen der Anden und der Amazonasregion, was unter anderem bezüglich der Aspekte der Harmonie, Reziprozität und Relationalität mit Natur deutlich wird (Cristina Espinosa, 2015). In der Präambel der ecuadorianischen Verfassung 2008 werden buen vivir und sumak kawsay als "eine Form bürgerlicher Koexistenz in Vielfalt und Harmonie mit Natur" definiert. Dies verbindet buen vivir mit der Metapher der Mutter Erde oder Pacha Mama, welche Natur als lebendes, geistiges und heiliges Wesen auffasst, von dem Menschen ein integraler Bestandteil sind (Cristina Espinosa, 2015). Auf dieser Verbindung aufbauend argumentierten Akademiker und Aktivisten (e.g. Gudynas, 2009; Martínez, 2009; Murcia, 2012; Zaffaroni, 2011), dass buen vivir ein biozentrischer Ansatz ist, der den unabhängigen moralischen Status aller lebenden Wesen anerkennt. Dies positioniert buen vivir als Gegenentwurf zu anthropozentrischen Ansätzen, die lediglich Menschen einen unabhängigen moralischen Status zusprechen. Zusätzlich betont der Diskurs um buen vivir die Bedeutung kommunitärer Beziehungen, wobei die Gemeinschaft als vernetztes Leben und Ausdruck relationaler Ontologie verstanden wird (Alonso González & Vázquez, 2015). Dies kontrastiert erheblich mit modernen (neo-)liberalen Traditionen, die vornehmlich individuelle (Menschen-) Rechte und Freiheiten betonen und einen ontologischen Bruch zwischen Gesellschaft und Natur darstellen.

Der Diskurs um buen vivir greift ebenfalls Ideen und Argumente westlicher, kritischer Denkschulen und Argumente (z.B. zu Austerität und Suffizienz) auf, die auf akademische und politische Literatur zu Postwachstum und Degrowth und Diskussionen der ökologischen Ökonomie zurückzuführen sind. Ebenso werden ökofeministische und neo-aristotelische Perspektiven des guten Lebens einbezogen und beeinflussen die diskursive Entwicklung von buen vivir (Cortez & Wagner, 2013). Buen vivir steht des Weiteren in engem Austausch mit Protagonist/innen der sogenannten dekolonialen Wende in den Gesellschaftswissenschaften, welche eurozentrische Perspektiven ablehnen, um marginalisierten und unterdrückten Identitäten und Wissensansätzen Raum zu geben (Escobar, 2015; Walsh, 2012).

2.7.2 Kritische Würdigung

Trotz des großen weltweiten Interesses am Diskurs um buen vivir wurde er auch häufig kritisch hinterfragt. Ein wesentlicher Kritikpunkt ist, dass buen vivir das dominierende Entwicklungsmodell grundsätzlich fortführt und weiterhin dem Ansatz ökonomischen Wachstums folgt (Alonso González, 2015; Bebbington und Humphreys, 2011; Calisto, 2015). So setzen die Regierungen Ecuadors und Boliviens die groß angelegte Ausbeutung von Öl- und Gasvorkommen, industrielle Bergbauaktivitäten und die Umsetzung großer Infrastrukturprojekte unvermindert fort und legitimieren dies dadurch, dass die Einkünfte aus diesen Aktivitäten die Politiken und Programme des buen vivir finanzieren (Bebbington und Humphreys, 2011; Cristina Espinosa, 2015; Hogenboom, 2012). Die hervorgehobene Rolle von buen vivir in den Politikprozessen Ecuadors und Boliviens kritisierten viele Intellektuelle und Aktivisten als unzulässige Aneignung und bewusste Fehlinterpretation des Konzeptes. Die

politische Aneignung des Begriffes im Laufe des Verfassungsreformprozesses führte ebenfalls zum Scheitern der zentralen Forderung CONAIE's und der indigenen Bewegungen nach einem plurinationalen Staat und einer interkulturellen Gesellschaft. Während *buen vivir* durch die staatliche Definition kompatibel mit der Ausbeutung von Öl und Mineralien gemacht wurde, hätten die Vorschläge eines plurinationalen Staates und einer interkulturellen Gesellschaft substantielle Reformen erfordert und die Machtverhältnisse zwischen indigenen Gemeinschaften und der Regierung in Fällen der Ausbeutung natürlicher Ressourcen in indigenen Territorien verändert (Cristina Espinosa, 2015).

Andere Kritiker sehen in *buen vivir* eine Essentialisierung indigener Konzepte, die von politischen und ökonomischen Realitäten getrennt und fehlgeleitet ist, da die starke materielle Abhängigkeit von natürlichen Ressourcen in Ländern wie Ecuador oder Bolivien aufrechterhalten wird (Correa, 2013). In ähnlicher Weise wird dieser Diskurs auch als Aneignung indigener Perspektiven kritisiert, die seine enge Einbettung in moderne akademische Begrifflichkeiten und die bedeutende Rolle sozialwissenschaftlicher Ansätze in seiner Entwicklung verdeckt (Altmann, 2014).

2.7.3 Fazit

Buen vivir hat international große Aufmerksamkeit erfahren und in vielen Ländern weltweit eine Diskussion um „Gutes Leben“ angestoßen. Politisch aufgegriffen und umgesetzt wird es aber bislang nur in wenigen Ländern Südamerikas, insbesondere in Ecuador und Bolivien. Dabei zeigt sich, dass die Umsetzung oft schwierig und nicht frei von Konflikten und Widersprüchen ist. Insbesondere die Verbindung zum Ressourcenextraktivismus und die Legitimierung dessen durch *buen vivir* erscheint problematisch. *Buen vivir* liefert aber trotz aller Kritik interessante Denkanstöße wie Wirtschaft, Gesellschaft und Natur besser in Einklang gebracht werden könnten.

3 Entwicklungssensible Umweltpolitik

3.1 Bewertung der Diskurse zu Umwelt und Entwicklung und deren Relevanz für eine developmentspolitisch sensibilisierte Umweltpolitik

Nachfolgend werden die Ergebnisse der vorangegangenen Analyse der Umwelt- und Entwicklungsdiskurse bewertet und ihre Bedeutung für eine Ausrichtung der zukünftigen deutschen Umweltpolitik zusammenfassend diskutiert.

Die chronologische Betrachtung der Umwelt- und Entwicklungsdiskurse seit dem zweiten Weltkrieg zeigt eine inkrementelle Abkehr vom traditionellen Nord-Süd-Denken mit einer klassischen Wachstumsfokussierung hin zu einem differenzierten Verständnis nachhaltiger Entwicklung. Nachhaltige Entwicklung hat sich seit Beginn der 1990er Jahre als das international maßgebliche Paradigma zur Verzahnung sozioökonomischer und ökologischer Entwicklungsziele etabliert und ist seither handlungsleitend im multilateralen System und der internationalen Zusammenarbeit. Die Ergebnisse des „Rio+20“-Gipfels von 2012 und die daraus hervorgegangene Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung von 2015 belegen dies. Auch die 2016 von der Bundesregierung vorgelegte Deutsche Nachhaltigkeitsstrategie entspricht dem.

Alternative Konzepte und Gegendiskurse wie u.a. Green Economy/Green Growth, Degrowth, Postwachstum und das vor allem in Teilen Lateinamerikas prominente Konzept des „*buen vivir*“ sind demgegenüber eher Randdiskurse. Sie grenzen sich unterschiedlich stark, aber in allen Fällen gezielt vom Mainstream-Verständnis nachhaltiger Entwicklung ab. Keines dieser alternativen Konzepte konnte sich bislang als global konsensfähig erweisen. Vielmehr bleiben sie in ihrer Interpretation von strukturellen Dichotomien, etwa zwischen „Nord“ und „Süd“ oder zwischen öffentlichen und privaten Akteuren geprägt. So gewinnt etwa die Degrowth-Bewegung vor allem im wohlhabenden globalen Norden an Zulauf, während das in den Ländern des Südens eingeforderte Recht auf Entwicklung und die Notwendigkeit zur Armutsreduzierung in aller Regel nach wie vor eng mit dem Bedürfnis nach

Industrialisierung und klassischen Wachstumserwartungen verknüpft sind. Konzepte wie „buen vivir“ finden unterdessen zwar auch bei wachstumskritischen zivilgesellschaftlichen Akteuren im Norden Anklang, werden in der Handlungspraxis ihrer Protagonisten, wie z.B. Ecuador, häufig mit staatlich gelenkter, extraktivistischer Wachstumspolitik verbunden.

Die Auseinandersetzung mit den alternativen Diskursen hilft gleichwohl, die kritische Reflexion des vorherrschenden Leitbilds der Nachhaltigen Entwicklung zu schärfen und anwendungsorientierte Interpretationen desselben zu informieren. Sie ist speziell aus umweltpolitischer Perspektive interessant, um ein tieferes Verständnis der Wechselwirkungen zwischen ökologischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungsdimensionen zu entwickeln, die damit zusammenhängenden Funktionen von Wachstum zu reflektieren und entsprechend auch kritische Positionen gegenüber dem etablierten Nachhaltigkeitsdiskurs besser zu verstehen.

Aus umweltpolitischer wie auch aus Gerechtigkeitsperspektive liefern die alternativen Diskurse zusätzliche Blickwinkel und Ansatzpunkte, die helfen Zielkonflikte zwischen den einzelnen Dimensionen nachhaltiger Entwicklung in der Umsetzung zu identifizieren und sachgerecht zu bearbeiten. Speziell die 169 Unterziele der SDGs bieten hierfür vielfältige und konkrete Anhaltspunkte, um die Kohärenz und Konsistenz vermeintlich nachhaltiger Entwicklungspraktiken auf den Prüfstand zu stellen: Wo der Ausbau eines bestimmten Energiesystems oder städtischer Infrastrukturmaßnahmen vordergründig der Zielerreichung eines SDG dienen mag, geschieht dies nicht notwendigerweise im Einklang mit umweltpolitischen Interessen oder im übergeordneten und universellen Sinne nachhaltiger Entwicklung.

Dabei ist zu berücksichtigen, wie auch die nachfolgenden Länderbeispiele aus dem globalen Süden belegen, dass Wachstumsziele für die meisten Länder weltweit bis heute eine übergeordnete Priorität behalten. Umweltpolitische Zielsetzungen werden Wachstumsbestrebungen im nationalen Interessenausgleich im Zweifel untergeordnet. Es lässt sich sogar schlussfolgern, dass das Konzept nachhaltiger Entwicklung seinen paradigmatischen Stellenwert auch deshalb überhaupt erreichen konnte, weil es nicht per se im Widerspruch zu Wachstumszielen steht. Nur deshalb konnte es auch im globalen Süden seit dem ersten Rio-Gipfel von 1992 erkennbar an Akzeptanz und Bedeutung gewinnen. Zugleich ist zu verzeichnen, dass Wachstumsziele nicht nur im wohlhabenden Norden vermehrt durch Fragen nach der Qualität von Wachstum ergänzt werden: Was soll wachsen, wie und zu welchem Zweck; welche Messgrößen sind zielführend? Empfehlungen für die deutsche Umweltpolitik sind vor diesem Hintergrund zu sehen und entsprechend zu kontextualisieren.

Tatsächlich ist Umweltpolitik seit dem Rio-Gipfel von 1992 ein unübersehbar wichtiger Baustein der internationalen Zusammenarbeit geworden, der sich in seiner konkreten Ausgestaltung explizit am dominierenden Diskurs nachhaltiger Entwicklung orientiert. Diese Grundausrichtung wird sowohl im globalen Norden als auch im globalen Süden getragen. Dies gilt für staatliche Akteure ebenso wie für breite zivilgesellschaftliche und privatwirtschaftliche Akteursgruppen, wenngleich vielfach unterschiedliche Interpretationen und Schwerpunktsetzungen damit verknüpft werden:

- ▶ Arme Länder und Länder mittleren Einkommens betonen in der Regel stärker die sozialen und ökonomischen Dimensionen nachhaltiger Entwicklung und fordern hinsichtlich der ökologischen Dimension Unterstützung der wohlhabenden Länder ein. Neben dem Aufbau umweltpolitischer Kapazitäten und Technologietransfer zielt diese vor allem auf zusätzliche Finanzierung entsprechender Maßnahmen.
- ▶ Die rasch wachsenden sogenannten Schwellenländer und „emerging economies“ treten international zunehmend selbstbewusst auf. Sie demonstrieren eigene Handlungsmöglichkeiten und Beiträge zu nachhaltiger Entwicklung, etwa durch messbare Erfolge in der Armutsbekämpfung. Zugleich pochen sie hinsichtlich der Übernutzung globaler Ressourcen weiterhin auf die historische Verantwortung der westlichen Industrienationen.

- ▶ Die wohlhabenden Industrieländer betonen wiederum im Umkehrschluss die gewachsene Verantwortung und den absoluten Ressourcenverbrauch insbesondere der großen Schwellenländer. Im Sinne nachhaltiger globaler Entwicklung ist dies unabdingbar zu adressieren. Zugleich verweisen die Industrieländer auf die eigenen langfristigen Anstrengungen ökologischer Modernisierung und hinsichtlich der umweltpolitischen Regulierung ihrer Gesellschaften und Volkswirtschaften sowie die von ihnen eingegangenen internationalen Verpflichtungen.
- ▶ Zivilgesellschaftliche Akteure, sowohl im Norden als auch im Süden, neigen in ihrer heterogenen Bandbreite je nach ihrer Genese, thematischen Basis und ideologischen Ausrichtung stärker sozialpolitisch, menschenrechtlich oder ökologisch motivierten Interpretationen nachhaltiger Entwicklung zu. Große Unterschiede gibt es dabei jeweils zwischen Akteuren und Akteursnetzwerken die eher globale und universalistische Perspektiven einnehmen und solchen, die auf nationale und lokale Handlungsebenen und Entwicklungschancen fokussieren. Derartige Unterschiede sind auch in der Zusammenarbeit öffentlicher Akteure mit nichtstaatlichen Akteuren, etwa im Rahmen transnationaler Umweltkooperation, zu berücksichtigen.
- ▶ Nicht zuletzt bekennen auch privatwirtschaftliche Akteure und Unternehmen sich weltweit zunehmend zu ihrer gesellschaftlichen Verantwortung (*Corporate Social Responsibility*). Sie betonen dabei sowohl die mit entsprechenden Innovationen verbundenen Geschäftschancen als auch ihre materiellen Beiträge zu nachhaltiger Entwicklung. Dabei setzen sie nachhaltige Entwicklung häufig implizit mit dauerhaftem Wachstum gleich und betonen die Berücksichtigung von Nachhaltigkeitsaspekten für die jeweils eigene Innovations- und Wettbewerbsfähigkeit. In diesem Zusammenhang werden zunehmend auch ärmere Bevölkerungsgruppen in Entwicklungsländern als Konsumenten adressiert und im Wortsinn gewertschätzt.

Eine dieser Bestandsaufnahme entsprechende Orientierung der Umweltpolitik am Leitbild Nachhaltiger Entwicklung ist keineswegs gleichbedeutend mit kritikloser Akzeptanz des etablierten Konzepts. So hinterfragen die alternativen und nicht zuletzt im umweltpolitischen Raum rezipierten Diskurse und Konzepte insbesondere die Funktion und Relevanz wirtschaftlichen Wachstums für umweltverträgliche Entwicklungsprozesse. Im Mainstream der Nachhaltigkeitsdebatte wird dies nicht grundsätzlich reflektiert.

Eine aktive Auseinandersetzung mit den alternativen Diskursen ist deshalb umwelt- wie entwicklungsrechtlich bedeutsam, um ein tieferes Verständnis zu entwickeln und auch kritische Positionen gegenüber dem etablierten Nachhaltigkeitsdiskurs besser zu verstehen. Hierbei sind wachstumskritische Ansätze wie z.B. „degrowth“ und „post-development“ von wachstumszentrierten Konzepten wie „Green Economy“ und insbesondere „Green Growth“ zu unterscheiden und auch ethisch und umweltvölkerrechtlich fundierte Konzepte wie „ecological debts,“ das „polluter pays“-Prinzip und gemeinsame, aber unterschiedliche Verantwortlichkeiten (CBDR) zu berücksichtigen.

Tatsächlich spielt nachhaltige Entwicklung konzeptuell auch im „globalen Süden“ eine bedeutende und mitunter in der öffentlichen Rhetorik vorherrschende Rolle. Diese wurde durch die Verabschiedung der Agenda 2030 inklusive ihrer universell gültigen SDGs tendenziell noch verstärkt und bietet jedenfalls einen wichtigen Bezugsrahmen sowohl in den Ländern als auch in der internationalen Zusammenarbeit. Die nachfolgend dargestellten Beispiele Vietnam, Ecuador und Kenia lassen Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Bezugnahme auf Nachhaltigkeitskonzepte sowie damit einhergehende Verknüpfungen nationaler Entwicklungsanstrengungen und umweltpolitischer Belange gut erkennen.

3.2 Handlungsperspektiven für die deutsche Umweltpolitik

Aus der Analyse der oben behandelten Konzepte und Diskurse ergeben sich umweltpolitische Handlungsperspektiven speziell für die staatlichen Akteure der Umweltpolitik vor allem in der institutionellen Koordination und Verzahnung von Umwelt- und Entwicklungspolitik, in der

entwicklungspolitischen Sensibilisierung von Umweltpolitik und in der umweltpolitischen Durchdringung einer breiter verstandenen Gesellschaftspolitik.

Grundsätzlich gilt es die institutionelle Koordination und Verzahnung von Umweltpolitik und Entwicklungspolitik sowie angrenzender Politikfelder und ihrer jeweiligen Strategien und Programme zu verbessern. Ist der Ruf nach mehr oder besserer Koordination als politisches Desiderat auch banal, so ist Koordination in der politischen Praxis alles andere als trivial. Die sektorale Differenzierung sowohl zwischen als auch innerhalb einzelner Politikfelder und Fachressorts ist in der Regel funktional begründet und administrativ rational. Sie stößt aber an ihre Grenzen, wenn eine Neuausrichtung an übergeordneten Zielsetzungen erforderlich wird. Der explizit transformative Anspruch der 2030 Agenda erfordert eine solche Neuausrichtung.

Als umfassende und transformativ angelegte Entwicklungsagenda ist die Agenda 2030 nicht als eng gefasster Auftrag an die Entwicklungspolitik zu verstehen. Ihre Umsetzung, nicht zuletzt hinsichtlich der universellen SDGs, erfordert eine neue Qualität der Kooperation nationaler Sektorministerien, die binnen- und außenorientierte Politiken einschließen muss. Die Umweltpolitik hat hier wichtige Beiträge zu leisten, die wiederum im Zusammenhang der übergeordneten Deutschen Nachhaltigkeitsstrategie zu sehen sind. Deren aktuelle Weiterentwicklung sollte dabei hilfreich sein, da sie die internationale Verantwortung Deutschlands bereits deutlicher in den Vordergrund rückt, als dies in der ursprünglichen, stark binnenorientierten Nationalen Nachhaltigkeitsstrategie von 2002 der Fall war. Die Deutsche Nachhaltigkeitsstrategie von 2016 bietet somit eine gute Grundlage, um etwa die externen Effekte und ganz allgemein die globalen Wirkungszusammenhänge nationaler Politikentscheidungen gezielt zu adressieren. Eine entsprechend verbesserte Ressortkoordination wäre ein wichtiger Erfolgsfaktor für eine gelungene Anwendung der Agenda 2030 und der SDGs im politischen Mehrebenensystem.

Eine dahingehend erfolgreiche Umweltpolitik bedarf einer starken Legitimation. Eine stärkere Öffnung der deutschen und europäischen Umweltpolitik für entwicklungspolitische Aspekte dürfte sowohl die Aufmerksamkeit für umweltpolitische Belange vergrößern als auch die Legitimität von Umweltpolitik erhöhen. Die empirische Sozialforschung belegt, dass umweltpolitisch interessierte Bürgerinnen und Bürger in hohem Maße auch für entwicklungspolitische Anliegen sensibel sind und die Verknüpfung von Ökologie und Sozialem als gesellschaftliche Chance und als Frage der eigenen Lebensqualität begreifen.

Schon heute leistet Umweltpolitik in diesem Sinne konkrete Beiträge zur Minderung sozialer Ungleichheit. Dies einerseits besser zu kommunizieren und andererseits durch den Ausbau der eigenen Kompetenz in sozialen Fragen weiter zu verstärken, kann ein weiterer Erfolgsfaktor zukünftiger Umweltpolitik werden. Eine konsequent entwicklungssensible Kommunikation umweltpolitischer Ziele würde helfen, Widerstände konkurrierender Interessengruppen, anderer Ressorts sowie populistischer Akteure zu adressieren und derart den Rechtfertigungsdruck, dem sich Umweltpolitik gegenüber sozialen Fragen vielfach ausgesetzt sieht, zu minimieren. Dies betrifft sowohl eine sozialpolitische Einbettung von Umweltpolitik im Inneren als auch die internationale Dimension nationaler und europäischer Umweltpolitik.

Eine in diesem Sinne entwicklungssensible Umweltpolitik muss die Gesellschaftspolitik insgesamt adressieren, um transformativen gesellschaftlichen Wandel befördern und mit umweltpolitischen Inhalten durchdringen zu können. Insofern dies gelingt, wird auch das Gewicht Deutschlands im Sinne einer nachhaltigen globalen Entwicklung international stärker zum Tragen kommen können. Gegenwärtig scheint die umweltpolitische Glaubwürdigkeit, die Deutschland international für sich beansprucht, durch die unzureichende Priorisierung ambitionierter nationaler Politikziele, etwa in der Klimapolitik, gefährdet. Damit einhergehend sinkt die politische Legitimität, um von anderen Staaten die Einhaltung umweltvölkerrechtlicher Vereinbarungen oder gar gestiegerte Ambitionen in ihren jeweiligen umwelt- und nachhaltigkeitspolitischen Zielsetzungen einzufordern. Eine kritische und

zugleich universalistisch informierte innergesellschaftliche Auseinandersetzung um die gegebenen umweltpolitischen Strukturen und Ziele, ist auch deshalb notwendig. Sie kann gerade angesichts eigener Unvollkommenheit helfen, die normativ gewünschten Diskurse und Erwartungen glaubwürdig nach außen zu transportieren und dabei konstruktives Feedback der internationalen Partner zu generieren.

4 Ausgewählte Strategien Nachhaltiger Entwicklung im „globalen Süden“

Nachhaltige Entwicklung in all ihren drei Dimensionen spielt auch im „globalen Süden“ eine immer bedeutendere Rolle. Spätestens seit der Verabschiedung der Agenda 2030 mit ihren 17 Nachhaltigkeitszielen sind Umwelt- und Entwicklungsziele in einer Agenda vereint und ihre Erreichung wird von Industrie- und ebenso von Schwellen- und Entwicklungsländern eingefordert.

Dabei finden Schwellen- und Entwicklungsländer im Vergleich zu Industrieländern einerseits schwierigere Ausgangsvoraussetzungen für ein entsprechendes Umsteuern vor. Es fehlt vielfach an personellen Kapazitäten, finanziellen und technologischen Ressourcen, umweltpolitische Institutionen und Akteure bleiben häufig schwach (Richerzhagen & Scholz, 2008; Sarvajayakesavalu, 2015; Scholz & Brandi, 2018). Andererseits bieten sich Möglichkeiten für ein Überspringen „schmutziger“ frühindustrieller Phasen („leapfrogging“).

Im folgenden Kapitel werden exemplarisch drei Länder – Ecuador, Vietnam und Kenia – untersucht, die einen zum business as usual alternativen Pfad eingeschlagen haben oder dies zumindest explizit anstreben. Alle drei Länder werden mittlerweile gemäß der Weltbankdefinition als Schwellenländer charakterisiert, wobei Ecuador zur Gruppe der upper middle income Ländern zählt (Platz 94), Vietnam (Platz 143) und Kenia (Platz 156) jeweils zu den lower middle income Ländern (World Bank Data 2017). Derartige Schwellenländer sind typischerweise stark von globalen Umweltveränderungen betroffen. Anders als arme Entwicklungsländer gehören sie aber zunehmend auch zu deren (Mit-)Verursachern. Dies ist zum einen durch die globale Verlagerungsproblematik zu erklären, zum anderen haben sich die jeweils eigenen Konsum- und Produktionsmuster entwicklungsbedingt stark und mit häufig negativer Umweltwirkung verändert.

Ziel dieses Kapitel ist es, die unterschiedlichen Entwicklungsstrategien in Ecuador („Nationaler Plan für Gutes Leben“), Vietnam („Green Growth Strategy“) und Kenia („Vision 2030“) hinsichtlich ihrer Entstehung, Operationalisierung und den Voraussetzungen ihrer erfolgreichen Umsetzung exemplarisch zu analysieren und im Kontext der Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung zu reflektieren. Wir legen dabei einen Analyserahmen nach Jacob, Kannen, & Niestroy (2014) zu Grunde und gehen davon aus, dass übliche sektorale, top-down Politikinstrumente nicht ausreichen, um nachhaltige Entwicklung zu erreichen. Vielmehr bestehen hinsichtlich zielführender Nachhaltigkeits-Governance besondere Anforderungen im Zusammenspiel von institutionellen und politischen sowie naturräumlich-geografischen, ökonomischen und soziokulturellen Rahmenbedingungen. Institutionelle Rahmenbedingungen sind beispielsweise das politische System in seiner Ausgestaltung sowie die Kompetenzverteilung zwischen nationaler und regionaler Ebene und entsprechender Mitbestimmungsmöglichkeiten. Politische Rahmenbedingungen sind demgegenüber die Akteurskonstellationen und Formen der Entscheidungsfindung (Jacob, Kannen, & Niestroy, 2014, p. 318).

Wir erfassen Nachhaltigkeits-Governance in den drei Schwellenländern in Anlehnung an Jacob et al. (ebd.) hinsichtlich der Kriterien vertikale Integration, horizontale Integration und Partizipation. Damit lassen sich Fragen bezüglich der Entscheidungsprozesse und Politikumsetzung ebenso adressieren wie die jeweils zur Verfügung stehenden Steuerungsmechanismen. Integration umschreibt dabei die Koordination verschiedener politischer Interventionen, die auf eine spezifische Zielstellung ausgerichtet sind.

- ▶ Vertikale Integration bezieht sich auf die Koordination verschiedener Regierungsebenen (national, regional und lokal) im Sinne der Mehrebenengovernance und zielt darauf, die Politikkohärenz über politische Ebenen hinweg zu steigern.
- ▶ Horizontale Integration umfasst die politische Koordination über verschiedene Sektoren mit dem Ziel, Ministerien und Verwaltungen zu verbinden, die ansonsten häufig isoliert voneinander arbeiten.
- ▶ Partizipation zielt darauf, Stakeholder-Gruppen neben den unmittelbaren Entscheidungsträgern umfassend zu berücksichtigen und deren problembezogene Informiertheit sowie ihre Mitspracherechte bei der Problemlösung zu erfassen.

Die Analyse veranschaulicht, dass die Herausforderungen an eine nachhaltige Entwicklung stark kontextspezifisch sind. Die drei Länderbeispiele zeigen, wie unterschiedlich selbst vor dem Hintergrund des universell gültigen Leitbilds „Nachhaltige Entwicklung“ die nationalen Herangehensweisen im Einzelnen sind, sowohl in Bezug auf die Priorisierung der Ziele und ihrer Umsetzung als auch hinsichtlich der Einbindung in internationale Prozesse.

Zeitlich liegt der Fokus der Länderanalysen auf der jüngsten Vergangenheit (5-10 Jahre), wiewohl länger zurückliegende aber das Land prägende Ereignisse und Entwicklungen ebenfalls berücksichtigt werden. Neben der Auswertung entsprechender Sekundärliteratur basiert die Darstellung vor allem auf selbst erhobenen, vorwiegend Interview-basierten Daten der Autoren in allen drei Ländern (Ecuador November 2013 bis Februar 2014, Vietnam Februar 2014, Kenia Februar bis April 2017).

4.1 Buen vivir in Ecuador

4.1.1 Einführung: Ecuadors Nationaler Plan für Buen vivir 2013-2017

Als erstes Land der Welt definierte das lateinamerikanische Ecuador in seiner Verfassung des Jahres 2008 allgemeine Rechte der Natur und erkannte die Natur, Pachamama (Mutter Erde), als Rechtsperson an⁴. Die Verfassung enthielt grundlegende de-koloniale und anti-imperialistische Elemente und hatte einen umverteilenden Charakter. In ihr wurden die Rechte und Werte ländlicher und indigener Bevölkerungsgruppen anerkannt und ungeregeltes (wirtschaftliches) Wachstum, Konsum und Umweltzerstörung zurückgewiesen (Cristina Espinosa, 2015; Guardiola-Rivera, 2014). Die Präambel der Verfassung erklärte „eine neue Form bürgerlicher Koexistenz, in Vielfalt und Harmonie mit der Natur und in Einklang mit den Prinzipien des buen vivir, sumaka kawsay“ („gutes Leben“), die Leitprinzipien dieses nachhaltigen sozial-ökologischen Politikprojektes, zu begründen (Asamblea Nacional, 2008).

Tabelle 2: Schlüsseldaten zu Ecuador

Schlüsseldaten zu Ecuador				
Bevölkerung	15,9 Millionen		Bruttoinlandsprodukt pro Kopf (PPP)	11349,7 US\$
Bevölkerungswachstum	1,5 Prozent pro Jahr		Human Development Index	0,711
Lebenserwartung	76,5 Jahre		Human Development Index Platzierung	98 (von 187)
Städtische Bevölkerung	63,5 Prozent		Gini-Index	47,3

⁴ Artikel 71 der Verfassung formuliert: “Natural communities and ecosystems possess the unalienable right to exist, flourish and evolve within Ecuador. Those rights shall be self-executing, and it shall be the duty and right of all Ecuadorian governments, communities, and individuals to enforce those rights”.

UN Education Index	0,594	Armut	11,6 Prozent
Gender Inequality Index	0,429	Entwicklungsfinanzierung pro Kopf	9,4 US\$

Quelle: Bertelsmann Stiftung (2016a), UNDP (2016)

Im Plan Nacional para el Buen vivir (Nationaler Plan für das Gute Leben, PNV), der seit 2007 drei Mal aufgelegt wurde, entwickelt das Secretaría Nacional de Planificación y Desarrollo de Ecuador (Nationales Planungs- und Entwicklungssekretariat, SENPLADES) eine offizielle Regierungsposition zu buen vivir. Der aktuelle PNV für den Zeitraum von 2013 bis 2017 umschreibt buen vivir als einen Lebensstil, der Zufriedenheit ermöglicht und einen dauerhaften Erhalt kultureller und ökologischer Vielfalt sichert; buen vivir ist Harmonie, Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität; es ist keine Suche nach Opulenz oder schrankenlosem und ungezügeltem Wirtschaftswachstum (Senplades, 2013, p. 14). SENPLADES obliegt die Umsetzung der PNV. Gleichzeitig ist SENPLADES auch verantwortlich für die Entwicklung komplementärer, mittel- bis langfristiger Strategien, Politik und Zielen auf nationaler Ebene (Senplades, n.a.).

Im PNV werden zwölf Ziele skizziert, die unter anderem die Konsolidierung des demokratischen Staates, die Stärkung bürgerlicher Rechte, eine Garantie der Rechte der Natur, die Beförderung einer globalen, umfassenden Nachhaltigkeit, die verstärkte Transformation der Produktionsmatrix Ecuadors, und die Bestätigung der Interkulturalität und die Verbesserung öffentlicher Dienste enthalten (Senplades, 2013, p. 17). Das Dokument versteht sich explizit als Kritik einer verengten Definition einer „Entwicklung durch ökonomisches Wachstum“ und betont, dass Ecuadors Selbstverpflichtungen im Bereich der Nachhaltigkeit über die Millennium-Entwicklungsziele (Millennium Development Goals, MDG) hinaus gehen (Senplades, 2013, p. 18).

Der PNV versteht Natur nicht lediglich im anthropozentrischen Sinne als „Ressourcenlieferant“ für ökonomische Aktivitäten (Senplades, 2013, p. 70), sondern präsentiert das Leitprinzip buen vivir als holistischen, biozentrischen Gegenentwurf für Politikentwicklung und Planung. Nichtsdestotrotz werden instrumentelle Werte der Natur erhalten (d.h. der Natur und ihren Bestandteilen zugeschriebene Wert unter Berücksichtigung ihres bestehenden oder potenziellen Nutzens für die ecuadorianische Gesellschaft). Um buen vivir langfristig und nachhaltig zu erreichen, bedürfe es kurzfristig auch ökonomischen Wachstums, insbesondere durch den Ausbau extraktiver Aktivitäten, der wesentlich auf der Aneignung und Inwertsetzung oder Kommodifizierung natürlicher Ressourcen basiert (Senplades, 2013, p. 17). Der Staat, der vor diesem Hintergrund zum zentralen Akteur wird, greift nicht mehr nur ausschließlich regulierend ein, sondern übernimmt zunehmend selbst extractive Aktivitäten, um durch öffentliche Investitionen Wachstum und Konsum zu stimulieren (Senplades, 2013, p. 17). Eine solche staatlich gelenkte Ökonomie, so der PNV, erlaubt Ecuador seine Abhängigkeit von begrenzten natürlichen Ressourcen zu überwinden und unbegrenzte Ressourcen, z.B. Wissenschaft, Technologie, Dienstleistung, zu erschließen (Senplades, 2013, p. 18).

Diese Strategie steht einerseits rhetorisch in scharfem Kontrast zu Ansätzen früherer Regierungen Ecuadors, die zumeist neo-liberale Wirtschafts- und Gesellschaftsziele verfolgten. Andererseits basiert sie jedoch paradoxalement auf ähnlichen, durch ökonomisches Wachstum, Fortschritt und Modernität geprägten Vorstellungen gesellschaftlicher Entwicklung. In diesem Zusammenhang wird im PNV argumentiert, dass das eigentliche Problem nicht das Entwicklungsmodell sei, sondern vielmehr der ihm zu Grunde liegende kapitalistische Ansatz. Diesem wird ein gleichberechtigter und gerechter Entwicklungsansatz, häufig auch als „Sozialismus für buen vivir“ bezeichnet, entgegengestellt. Für eine Reihe von Kommentatoren legt diese Argumentation die inhärenten „Widersprüche zwischen Diskurs und Praxis des buen vivir“ (Alonso González & Vázquez, 2015, p. 316) bloß.

4.1.2 Institutionelle Kontextbedingungen

Ecuador ist eine Republik und präsidial und repräsentativ demokratisch organisiert. Wie in anderen lateinamerikanischen Ländern, nimmt der Präsident eine wichtige Rolle im politischen System ein (Llanos, 2013, p. 273). Diese Position als Staatsoberhaupt und Regierungsführer in einem Mehrparteiensystem wird durch enge Kontrolle über ein mit exekutiven Rechten ausgestattetes Kabinett ausgebaut. Die Nationalversammlung (Asamblea Nacional) bildet, als Einkammerparlament die ecuadorianische Legislative. Die 137 Abgeordneten vertreten zumeist die Wahlkreise des Landes, werden aber auch über nationale Listen gewählt oder repräsentieren unterschiedliche Gemeinschaften von Migranten. In begrenztem Rahmen können Gesetzgebungsverfahren auch durch die Exekutive eingeleitet werden. Die Nationalversammlung kann jedoch bei ausreichender Mehrheit unter den Abgeordneten die Gesetze der Exekutive überstimmen. Das Wahlrecht ist universell. Es besteht eine Wahlpflicht für Bürger zwischen 18 und 65 Jahren. Der Präsident, der Vize-Präsident und die Nationalversammlung werden für eine Periode von vier Jahren gewählt. 2015 verabschiedete die Nationalversammlung eine Verfassungsänderung, die eine unbegrenzte Wiederwahl des Präsidenten ermöglichte (Gill, 2015). Jedoch war Präsident Correa eine Wiederwahl verwehrt, da die Änderung erst nach den regulären Wahlen im April 2017 in Kraft trat. Trotz der ausgeprägten Zersplitterung des Parteisystems gelang es der Alianza PAIS (AP), der Partei von Präsident Correa, eine stabile Mehrheit in den Nationalversammlungen der letzten Dekade zu behaupten.

Die Präsidentschaft Correas (2006-2017) prägte eine zunehmende Konzentration politischer Macht in der Exekutive. Eine große Mehrheit in der Nationalversammlung und Präsident Correas Wahlsiege sicherten die enge Kontrolle des Präsidenten über die Regierung und ihre legislative, politische Ausrichtung (Bertelsmann Stiftung, 2016a, p. 8). Während Ecuador offiziell eine strikte Gewaltenteilung und Machttrennung besitzt, etablierte Präsident Correa eine Reihe von Strategien, um auch Regierungszweige außerhalb der Exekutive stärker zu kontrollieren. So wurden Schlüsselpositionen in der Verwaltung mit Mitgliedern der AP oder politischen Verbündeten besetzt, was auch mit einer allgemeinen Schwächung der Position der Nationalversammlung einherging (Bertelsmann Stiftung, 2016a, p. 13).

Unter Correas Präsidentschaft erfolgte so ein ökonomisches und politisches „Comeback des Staates“ (Hogenboom, 2012, p. 141). Ein Fokus lag hierbei politisch auf einer zunehmenden Kontrolle über strategische Sektoren (Öl, Mineralien) und eine starke Koordination ihrer Aktivitäten, insbesondere gegenüber ausländischen Investitionen, aber auch auf der Umverteilung öffentlicher Einnahmen in sozialen und infrastrukturellen Programmen (Hogenboom, 2012, p. 141). Die ecuadorianische „Bürgerrevolution“, die die AP und Correa 2006 an die Regierung beförderte, ging mit einem Ausbau öffentlicher Verwaltungen einher, der im Gegensatz zu neo-liberalen Projekten verschlankter Staatsapparate steht. 2017 verfügte Ecuador über 22 Staatsministerien, sechs koordinierende Ministerien und acht Staatssekretariate. Das System leidet unter einer unzureichenden Ausbildung der Mitarbeiter des öffentlichen Sektors und einer fehlenden Kontinuität auch auf der Leitungsebene (Bertelsmann Stiftung, 2016a). Ebenso stagniert die Korruptionsrate im öffentlichen Bereich auf hohem Niveau (Bertelsmann Stiftung, 2016a).

4.1.3 Politische Kontextbedingungen

Nach einer Periode ausgeprägter politischer Instabilität seit den 1980ern (von 1979 bis 2007 gab es dreizehn Präsidenten) (Shifter, 2004, p. 131), wurde 2006 mit Rafael Correa ein linksgerichteter Ökonom und damals politischer Außenseiter zum Präsidenten gewählt. Entscheidend für Correas Erfolg war die Unterstützung von bisher marginalisierten Gruppen, wie Indigenen und Umweltorganisationen, die Ecuadors auf Öl basierendem ökonomischem Modell kritisch gegenüberstanden. In seiner Wahlkampagne kritisierte Correa die neoliberalen Politik früherer Regierungen, ein kontroverses Freihandelsabkommen mit den USA, und versprach eine Restrukturierung der Ölindustrie (Farrington, 2012, p. 29).

Im Jahr 2006 schlug die AP die Einberufung eines Konvents vor, um eine neue Verfassung zu erarbeiten. Am 15. April 2007 stimmte eine große Mehrheit der Wähler (80%) in einem Referendum der Einsetzung eines Verfassungskonventes zu. Von den dann am 30. September 2007 gewählten 130 Abgeordneten des Konvents, gehörten 80 der AP an. Alberto Acosta, bis dahin Energieminister der Correa Regierung, wurde zum Präsidenten des Konvents gewählt. Der Verfassungsprozess war partizipatorisch angelegt und offen für Eingaben zivilgesellschaftlicher Akteure (Becker, 2011; Cristina Espinosa, 2015). Ein Referendum im September 2008 bestätigte schließlich mit großer Zustimmung (65%) Ecuadors zwanzigste Verfassung, die *buen vivir* als zentrales Leitprinzip einführt.

Die Errungenschaft der neuen Verfassung wurde als Folge jahrzehntelangen Widerstandes und Kampfes sozialer Bewegungen beschrieben (Becker, 2011, p. 59). So wurde *buen vivir* als Leitprinzip sozial-ökologischer Interaktionen definiert und neue individuelle, kollektive und nicht-menschliche Rechte eingeführt (Radcliffe, 2012, p. 243). Die Verfassung zielt explizit auf die Beendigung neoliberaler Politikansätze, die Verminderung von Ungleichheit, der Beförderung sozialer Gerechtigkeit und die Überwindung der äußerst volatilen politischen und ökonomischen Situation, die Ecuador im vorherigen Jahrzehnt prägte (Becker, 2011, p. 47). Präsident Correa distanzierte sich hierzu anfänglich scharf von den USA und etablierte, mit lateinamerikanischen linken Politikern wie Hugo Chavez aus Venezuela und Evo Morales aus Bolivien, einen „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“. Vom hohen Weltmarktpreis des Erdöls und wachsenden Staatseinkünften profitierend, steigerte Ecuador seine öffentlichen Ausgaben insbesondere in Bildung, Gesundheit und Infrastruktur. Diese stärkte die Popularität des Präsidenten und verhalf ihm 2009 mit großer Mehrheit zu einer zweiten Amtszeit.

Zunehmend jedoch regte sich auch Kritik an der Politik Correas, insbesondere von Ecuadors größter und wichtigster indigene Organisation CONAIE. Vor diesem Hintergrund wurden am 19. Februar 2017 Präsidentschaftswahlen und Wahlen zur Nationalversammlung abgehalten. In der entscheidenden Stichwahl am 2. April 2017 setzte sich knapp und unter Vorwürfen von Wahlbetrug der Kandidat der regierenden AP, Lenin Moreno, gegen seinen konservativen Herausforderer Guillermo Lasso (CREO) durch. Moreno vereinte etwas mehr als 51 % der Stimmen auf sich. Es bleibt offen ob Moreno die Politik seines Vorgängers weiterverfolgen wird. In mehreren Interviews bekräftigte er jedoch sein Ziel einer eigenständigen Politikgestaltung und auch der unabhängigen Interpretation des Leitprinzips von *buen vivir*.

4.1.4 Naturräumlich-geografische Rahmenbedingungen

Ecuador liegt an der Pazifikküste Südamerikas und bedeckt mit seinen 283.561 km² etwa 1.5% des Kontinentes. Es grenzt im Norden an Kolumbien und im Süden an Peru. Vier ökologische Zonen prägen die naturräumliche und geografische Gestalt des Landes: der pazifische Küstenbereich (eine wichtige landwirtschaftlich geprägte Region), das Bergland der Sierra (charakterisiert durch die Anden, die von Norden nach Süden das Zentrum des Landes bilden), das durch ausgedehnte Regenwälder geprägte Tiefland der Amazonasregion im Osten (in welchen sich Ölvorkommen, Biodiversitätskernzonen und Siedlungsräume indigener Völker überlappen) und die Galapagos Inseln im pazifischen Ozean. Ursprünglich bedeckten Wälder etwa 90% der Landfläche (Wunder, 2005). Daneben wird Ecuador geprägt von vergletscherten Vulkanen, ausgedehnten Hochlandflächen (*páramos*), natürlichen Grasländern und Feuchtgebieten (Wunder, 2005).

Trotz seiner geringen Größe hat Ecuador eine herausragende internationale Bedeutung für den Schutz der Biodiversität (Sierra, Campos, & Chamberlin, 2002). So ist Ecuador eines von 17 „megadiversen“ Ländern der Welt und eines von fünf in Südamerika (neben Brasilien, Kolumbien, Peru und Venezuela). Ecuadors Nationales System der Naturschutzgebiete (Sistema Nacional de Áreas Protegidas, (SNAP) umfasst 51 Naturschutzgebiete, die etwa 20 % der Landoberfläche bedecken (Ministerio del Ambiente, n.a.). Jedoch ist ein umfassender Schutz dieser Gebiete nicht immer gewährleistet. Ecuador belegt laut dem Environmental Performance Index von 2014 Rang 52 von 178

Ländern, ist jedoch nach Chile das zweite lateinamerikanische Land (Bertelsmann Stiftung, 2016a, p. 26).

Die drei terrestrischen ökologischen Zonen Ecuadors wurden durch unterschiedliche Landnutzungsformen geformt. Das zwischen den Zügen der Anden gelegene Hochtal der Sierra ist geprägt durch reiche landwirtschaftliche Böden vulkanischen Ursprungs und wurde lange vor der Ankunft spanischer Siedler intensiv landwirtschaftlich genutzt. Die Küstenbereiche sind und waren durch den Anbau von Kakao, Bananen, Soja und Palmöl sowie durch Rinderfarmen und Garnelenzucht geprägt. Im Amazonastiefland, welches lange unberührt war, wurden mehrere große Öl vorkommen im Norden und Osten des Amazonasregenwaldes in Folge von Agrarreformen und einer geänderten Siedlungspolitik in den 1960er und 1970er entdeckt und infrastrukturell, erschlossen (Cristina Espinosa, 2013).

4.1.5 Ökonomische Rahmenbedingungen

Ähnlich wie andere Lateinamerikanische Länder ist Ecuadors Wirtschaft, zurückgehend auf die Kolonialzeit, stark ausgerichtet auf die Ausbeutung natürlicher Ressourcen und die Agrarproduktion. Ab den 1960er Jahren trieb die Erdölförderung wirtschaftliche und soziale Entwicklung voran. Einkünfte aus den Ölexporten wurden insbesondere zur Modernisierung der bedeutenden urbanen, wirtschaftlichen und politischen Zentren Ecuadors, Quito und Guayaquil, genutzt. Des Weiteren wurden Subventionen für die Bevölkerung eingeführt oder ausgebaut, die ein spezifisches Staatsbürgerschaftsverständnis beförderten. Im November 1973 beantragte die damalige Militärregierung Ecuadors die Aufnahme in die OPEC mit dem Ziel einer neuen geopolitischen Positionierung (Chávez Salazar, 1999, p. 6).

Ab den 1970er Jahren kam es zu einem starken Anstieg von Ecuadors Auslandsschulden. Verantwortlich hierfür war ein Liquiditätsüberschuss auf den globalen Märkten, der zusammen mit exzessiven öffentlichen Ausgaben die Staatsverschuldung antrieb (Acosta, 2009, p. 44). Zu einem großen Teil trug auch das Erdöl zu dieser Schuldenkrise bei, da es als Garantie für internationale Kredite diente und die größte Quelle von Staatseinnahmen darstellte. Dieses Modell war jedoch stark von den Schwankungen des internationalen Ölpreises abhängig, der sich in der gleichen Periode halbierte (Davidov, 2012, p. 13). Auch wenn es zwischenzeitlich zu einer wirtschaftlichen Erholung kam, setzte sich die Staatsverschuldung immer weiter fort und erreichte bis 2007 einen Höchststand von 10 Milliarden US Dollar (Davidov, 2012, p. 13).

In diesem Spannungsfeld kam es regelmäßig zu Konflikten zwischen dem Leitprinzip „buen vivir“ und der wirtschaftlichen Entwicklung, infrastrukturellen Erschließung und ökonomischen Ausrichtung des Landes. 2012 wurden 13 Ölfelder an internationale Unternehmen vergeben. Daneben wurde auch die intensive Ausbeutung von Mineralien (z.B. Gold, Kupfer, Silber, Blei) insbesondere im Süden des Landes gefördert (Shade, 2015). Die Rechte über mehrere große Bergbauprojekte, die häufig mit Naturschutzgebieten und geschützten Territorien lokaler und indigener Gemeinschaften überlappen, wurden an verschiedene transnationale Unternehmen vergeben (Bebbington, 2012; Moore & Velasquez, 2012).

2015 betrug Ecuadors Bruttoinlandsprodukt 105,2 Milliarden US Dollar. Nach Jahren eines relativ stabilen Wachstums des BIP kam es in 2015 und 2016 zu einem Rückgang des BIP, das 2016 um 2,3 % fiel (Wirtschaftskammer Österreich, 2017). Die relativ stabile Entwicklung zwischen 2006 und 2014 wurde insbesondere durch die hohen Weltmarktpreise für Erdöl und den steigenden ausländischen Direktinvestitionen in der Ausbeutung natürlicher Ressourcen angetrieben.

Die Regierungsstrategie bestand ursprünglich darin neue Märkte zu erschließen, den Fokus auf traditionelle Märkte ecuadorianischer Produkte aufzugeben und die sogenannten Süd-Süd Beziehungen zu verstärken. Jedoch kam es zu einem grundlegenden Wandel der Strategie, da nicht genügend alternative Märkte erschlossen wurden und die ecuadorianische Wirtschaft weiterhin

extrem abhängig von Erdölexporten bleibt, deren Handel stark von politischen Faktoren bestimmt wird (Bertelsmann Stiftung, 2016a, p. 18). Nach offiziellen Angaben kam es in der Periode von 2006 bis 2014 zu einem Rückgang der Armut von 37.6% auf 22.5% der Gesamtbevölkerung. Der Gini-Koeffizient sank in der gleichen Periode von 0.54 auf 0.47, die Staatseinkommen durch Erdöl erreichten durch Umverteilungsmaßnahmen auch die ärmeren Mitglieder der Gesellschaft (World Bank, 2016c). Der Human Development Index (HDI) zeichnet eine ähnliche Entwicklung nach und lag im Jahr 2014 bei 0,732 (U. N. D. P. UNDP, 2016).

Dennoch kommen Analysen zu dem Schluss, dass trotz guter Ergebnisse in einigen Schlüsselindikatoren vor allem ländliche Armut weit verbreitet und die soziale Ungleichheit groß bleibt. Armut und soziale Ungleichheit sind teilweise zumindest auch strukturell begründet. Armut ist konzentriert in ländlichen Gebieten und betrifft vor allem Frauen, ethnische Minderheiten und die indigene Bevölkerung (Bertelsmann Stiftung, 2016a, p. 17). Die Regierung Correas hatte allgemein den Anteil sozialer Ausgaben angehoben um diese Probleme abzumildern und die an Bedingungen geknüpften Hilfszahlungsprogramme, haben dazu geführt, dass mehr Kinder Zugang zu Bildung und medizinischer Versorgung haben. So belegte Ecuador im Index der menschlichen Entwicklung von 2014 Rang 98. Wenn man das Maß der Ungleichheit mit einbezieht, liegt Ecuadors HDI bei 0,588, da das Land eine hohe Ungleichheitsquote (20,2). Die allgemeinen Armutsraten haben sich laut offizieller Statistiken in den letzten Jahren stetig verringert (Bertelsmann Stiftung, 2016a, p. 17).

Nichtsdestotrotz, zeigen sich deutlich die Grenzen des einseitig ressourcenorientierten ökonomischen Modells Ecuadors. Das Land musste Staatsleistungen kürzen und eine wirtschaftliche Abschwächung durch die seit 2014 fallenden Ölpreise und einem stärkeren US Dollar verarbeiten. Die Armutsquote stieg von 22.5% in 2014 auf 23.3% in 2015, was insbesondere einen Anstieg der sowieso hohen ländlichen Armut von 35,3% auf 39,3% reflektierte. Die Situation wurde noch verschärft durch die Folgen eines starken Erdbebens an der Küste Ecuadors im April 2016, dessen Kosten sich laut der Regierung auf etwa drei Prozent des BIP belaufen (World Bank, 2016c).

Die gescheiterte Yasuní-ITT Initiative

Im Vorlauf der Wahl im Jahr 2006 forderten viele politische Akteure eine Diversifizierung der Produktion und eine Abkehr von der einseitig ressourcenbasierten Wirtschaft. Dieses Anliegen wurde 2007 mit der Verabschiedung der Yasuní-ITT (Ishpingo-Tambococha-Tiputini) Initiative zum Teil bestätigt (Cristina Espinosa, 2013). Die Initiative schlug vor, 20 Prozent von Ecuadors nachgewiesenen Ölreserven nicht zu erschließen und damit zur Bekämpfung des Klimawandels, dem Schutz der Biodiversität und der Einhaltung der Rechte indigener Völker beizutragen. Die internationale Staatengemeinschaft sollte etwa 50 Prozent (3,6 Milliarden US Dollar) der durch Ausbeutung der Vorkommen zu erzielenden Einkünfte, zur Verfügung zu stellen.

Die Yasuní-ITT Initiative wurde im Rahmen der Post-Kyoto Klimaverhandlungen mit großer Enthusiasmus begrüßt. Deutschland und andere Länder der EU kündigten ihre finanzielle Unterstützung an. Nach verschiedenen Verhandlungsrunden erklärte die ecuadorianische Regierung die Yasuní-ITT Initiative 2013 für gescheitert, da nicht genügend internationale Gelder zur Verfügung gestellt wurden, um das Projekt zu finanzieren (Cristina Espinosa, 2013). Zu diesem Zeitpunkt hatte Deutschland seine initiale Unterstützung für das Projekt abgesagt. Das Parlament stimmte kurze Zeit später zu, Ölbohrungen im Yasuni-Nationalpark zu erlauben.

4.1.6 Soziokulturelle Rahmenbedingungen

Die im 15. Jahrhundert ins Inkareich integrierte Bevölkerung des späteren Ecuador umfasste in vorspanischer Zeit verschiedene, kulturell, wirtschaftlich und politisch eigenständige, z.T. miteinander verwandtschaftlich verbundene Herrschaften (señorios, cacicazgos und curacazgos) (Carlos Espinosa, 2010, p. 91). Zwischen 1534 und 1830 war das spätere Ecuador unter spanischer Kolonialherrschaft. Seit der Gründung der ecuadorianischen Republik im Jahr 1830 artikulierten die Eliten einen Diskurs nationaler Identität, der verankert war in dem Begriff der mestizaje (Muteba Rahier, 2008, p. 344).

Dieser beschreibt den Prozess, in dem europäisches (spanisches) und indigenes kulturelles und soziales Erbe verknüpft werden.

Für Erika Silva (zitiert in Muteba Rahier, 2008, p. 344) begründen zwei Narrative den Diskurs der mestizaje. Zum einen das territoriale Narrativ der „Herrschaft über die Erde“, welches Ecuador als ein mit reichen Naturressourcen gesegnetes Land darstellt. Dieses Narrativ betont die besondere Geographie des Landes. Demnach waren die indigenen Völker nicht in der Lage diese Geographie zu beherrschen. Erst die spanischen Eroberer brachten eine Beherrschung der Natur und trugen zur Zivilisierung des Landes bei. Das zweite, hierauf aufbauende Narrativ repräsentiert die indigenen Gemeinschaften Ecuadors als besiegte Rasse, die drei Eroberungen - durch territoriale Eroberung, durch die Inkas, und die spanische Kolonialisierung -, erlitten hat (Muteba Rahier, 2008, p. 344). Entsprechend wurden indigene Völker regelmäßig als unter- und nachgeordnete Bürger angesehen, die zudem auf Grund fehlender spanischer Sprachkenntnisse vom Wahlrecht ausgeschlossen wurden (Olson, 2013, p. 35). Die weit verbreitete Ansicht, dass indigene Völker den spanischen Eroberern unterlegen waren und die Bewunderung und Identifikation mit europäischer Kultur prägten die ecuadorianische Gesellschaft bis heute (Muteba Rahier, 2008, p. 345).

Während der kolonialen Periode kam es wiederholt zu indigenen Aufständen, die aber zumeist lokal blieben und keine strukturellen Veränderungen zur Folge hatten (Becker, 1997). In den 1920ern begannen sich erste indigene Organisationen im Hochland der Anden zusammenzuschließen und ihre Strategien und Kampagnen zu koordinieren. In dieser Region waren Indigene durch verschiedene Institutionen meist enger in der nationalen Wirtschaft integriert und in der Politik vertreten (Barsky, Diaz Bonilla, Furche, & Mizrahi, 1982, pp. 41-43). Der Fokus der ersten indigenen Organisationen lag vor allem auf Forderungen nach Land, Löhnen und besseren Arbeitsbedingungen. Mit der Zeit etablierte sich zunehmend die Anerkennung der Rechte indigener Völker auf ihre angestammten Territorien als übergeordnete Zielstellung. Dies gilt insbesondere nachdem Agrarreformen den Zuzug von Siedlern in die Amazonasregion beförderten und die Erschließung der Region seit den 1970ern für die Erdölausbeutung den Druck auf die bisher unerschlossenen Gebiete erhöhte (vgl. 4.1.5).

In den 1990ern versuchten die indigenen Föderationen der Amazonasregion die Regierung zu veranlassen die Landfrage zu klären. In der von Unruhen und weiterer Mobilisierung geprägten Periode der 1990er Jahre verbanden sich indigene Organisationen zunehmend mit politischen Parteien und Bewegungen oder nationalen, internationalen NGOs und bauten ihre lokale Basis aus. Diese Politisierung mündete in der Gründung der Pachakutik - Nuevo País, die im Zusammenspiel mit CONAIE wesentlich zur Destabilisierung der Narrative einer homogenen mestizo Gesellschaft beitrug. Die Verfassung von 1998 beschrieb Ecuador schließlich als einen „pluri-kulturellen und multiethnischen“ Staat. Der nationale Zensus von 2001 erkannte 14 indigene Nationalitäten und 18 Völker an. Dieser Pluralismus wurde auch in der Verfassung von 2008 aufgegriffen, in der das Land nun als „interkulturell und plurinational“ charakterisiert wird (Olson, 2013, p. 193). Zudem greift die Verfassung von 2008 explizit Rechts- und Wertekonzepte indigener Völker auf und spricht Begriffen wie sumak kawsay und Pachamama (Mutter Erde) eine zentrale Rolle zu (Cristina Espinosa, 2015). In der Präambel wird sumak kawsay als eine „neue Form des bürgerlichen Zusammenlebens in Vielfalt und Harmonie mit der Natur“ definiert und Natur synonym mit dem Begriff der Pachamama (Mutter Erde) verwendet (ebd.).

Nichtsdestotrotz zielte die mit der Verfassungsreform verbundene Stärkung Ecuadors als vereinter Nationalstaat auch auf die Abmilderung von Spannungen zwischen den verschiedenen Regionen und Ethnien. Die Idee der Souveränität und Würde ist tief verwurzelt in der politischen Rhetorik des Präsidenten, kollidiert jedoch in der Praxis mit den Realitäten vorherrschender kolonialer Strukturen und Hierarchien, die die Marginalisierung bestimmter ethnischer Minoritäten weiter vorantreiben. Auch büßten die indigenen Organisationen seit der Verfassungsreform einen erheblichen Teil ihres Mobilisierungspotenzials ein. So haben auch Stimmen, die die dominierenden Diskurse der mestizo-

Nationalidentität hinterfragen und alternative Plurinationalität und Interkulturalität einfordern, an Zuspruch verloren. In einem Zensus im Jahr 2010 beschrieben sich 79 % der Befragten als Mestizo oder Montubio (Mestizen der Küstenregion), 7 % als Indigene und nochmals 7 % als Afro-Ecuadorianer (Büsches, 2013, p. 86).

4.1.7 Governance-Prinzipien

Laut dem PNBV (Senplades, 2013, p. 28) hat die Regierung Correas eine substanzielle Dezentralisierung von Kompetenzen von der Regierungs- zur subnationalen Ebene vorgenommen. Als Teil dieser Strategie der vertikalen Integration verabschiedete die Regierung das so genannte Sistema Nacional Decentralizado de Planificación Participativa (SNDPP, Nationales Dezentrales System der partizipativen Planung), das als Kanal für Eingaben der Zivilgesellschaft zur nationalen Agenda der Gleichstellung (equality) und Bürgerbeteiligung dienen sollte (Senplades, 2013, p. 28). Beides sind Referenzpunkte für eine konkrete Ressourcenallokation und politische Entscheidungen auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene. Vertikale Integration wird begleitet durch ein Monitoring- und Evaluierungssystem, welches auf Indikatoren und quantifizierbaren Zielen beruht, um Messungen und Vergleiche der Auswirkungen politischer Entscheidungen auf lokaler, provinzialer, regionaler und nationaler Ebene beurteilen zu können (ebd.). Diese Prozesse und Instrumente vertikaler Integration wurden zum Teil durch die oben erwähnte starke Konzentration politischer Entscheidungskompetenz in der Rolle des Präsidenten konterkariert.

Die nationale Planungsbehörde SENPLADES, deren hauptsächliches Instrument der PNBV ist, fördert aktiv die horizontale Integration. Des Weiteren besitzt Ecuador eine spezialisierte Behörde für intersektorale Koordination. Der PNBV verweist explizit auf harmonisierte politische Agenden für unterschiedliche Sektoren, die unterschiedlichen Ansätzen politischer Interventionen entsprechen. Zusätzlich wurde horizontale Integration verstärkt durch eine Reihe von Arbeitstreffen des Präsidenten und verschiedenen Ministern und Staatssekretariaten (Senplades, 2013, p. 17). Ebenso wie bei der vertikalen Integration überlagerte Correas Rolle im politischen Entscheidungsprozess häufig die horizontalen Integrationsmechanismen, die durch die Regierung verabschiedet worden waren, was zu internen Konflikten oder Inkohärenzen führte.

In Ecuador ist die Zivilgesellschaft traditional eher schwach ausgeprägt, mit Ausnahmen in der Exportwirtschaft, in der sich in den 1950ern Gewerkschaften und andere zivilgesellschaftliche Gruppen organisierten (Carlos Espinosa, 2010). Mitte der 1980er entstanden neue soziale Organisationen, wie zum Beispiel die indigene Bewegung. Unter der Führung von CONAIE etablierten diese sich durch Massenmobilisierung und strategische Allianzen mit anderen Organisationen schnell als nationale Kraft (Andolina, 2003, p. 721; Olson, 2013, p. 187). 1998 wurde ein unabhängiger Defensoría del Pueblo (Ombudsmann) etabliert, welcher zivilgesellschaftlichen Gruppierungen einen wichtigen Zugang eröffnet, um Einfluss auf Regierungsentscheidungen auszuüben. So wuchs die Sichtbarkeit und der Einfluss der organisierten Zivilgesellschaft Ecuadors zusehends (Cristina Espinosa, 2015; Moore & Velasquez, 2012).

Artikel 279 der neuen Verfassung, der die oben erwähnte SNDPP etabliert, reproduzierte eine Rhetorik der Partizipation. Die SNDPP enthielt einen Nationalen Planungsausschuss und partizipative Institutionen auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene. Diese umfassten unter anderem Bürgerplanungsausschüsse, lokale Versammlungen, zonale und sektorale Bürgerausschüsse und Evaluierungskommissionen öffentlicher Politik (Senplades, 2013, p. 28). Im PNBV wird argumentiert, dass die Rückeroberung des Staates mit dem Ziel einen Gegenentwurf zum Neoliberalismus zu formulieren neue Beteiligungsmöglichkeiten für Gemeinden, Gemeinschaften, Dörfer, Viertel und Städte eröffnete (Senplades, 2013, p. 28). Entsprechend definiert Artikel 248 der Verfassung Beteiligungsmöglichkeiten im SNDPP, denen eine zentrale Rolle in der öffentlichen Regierung, in der Planung nationaler und lokaler Entwicklung und in der Umsetzung und Beaufsichtigung des PNBV zugeschrieben wird (Senplades, 2013, p. 28).

Jedoch ist festzustellen, dass die von der Verwaltung Correas vorgeschlagenen Partizipationsmechanismen stark vertikal und ohne Rückkopplungsmöglichkeiten operieren. Sie sind stattdessen eng mit paternalistischen und klientelistischen Praktiken verbunden, durch die der Staat soziale Leistungen gezielt anbietet, um die Zustimmung der Wählerschaft zu sichern (Calisto & Langmore, 2015, p. 69). Regelmäßig wurde sogenannte zivilgesellschaftliche Partizipation genutzt, um politische Entscheidungen nachträglich zu legitimieren. So blieb Partizipation meist beschränkt auf staatlich geförderte und eng begrenzte Prozesse, während unabhängige Bürgerinitiativen, die von der Regierungsmeinung abweichende Forderungen vertraten, zunehmend eingeschränkt oder verhindert wurden (Human Rights Watch, 2013).

Repressive staatliche Maßnahmen gegen Oppositionsgruppierungen wurden im Juni 2013 durch das Dekret Nummer 16 verstärkt, das zu einer stärkeren Kontrolle der Gründung zivilgesellschaftlicher Gruppierungen und ihrer Aktivitäten führt und mit strikten Bedingungen verknüpft (Bertelsmann Stiftung, 2016a, p. 8). Das Dekret schließt die Möglichkeit ein, zivilgesellschaftliche Organisationen aufzulösen, wenn diese sich zu weit von den Zielen und Prinzipien ihrer ursprünglich beantragten Aktivität entfernen oder sich Anweisungen der Steuerungsbehörden (dem Präsidenten direkt unterstellte Ministerien und Staatssekretariate) widersetzen oder sich in parteipolitische Aktivitäten und die Beeinflussung öffentlicher Politik einmischen, die die nationale oder öffentliche Sicherheit gefährden (Bertelsmann Stiftung, 2016a, p. 8).

So wurden soziale Proteste und Bewegungen zunehmend kriminalisiert. Verschiedene indigene Führer und Umweltaktivisten, die sich gegen die Ressourcenausbeutung in bestimmten Regionen stellten, wurden inhaftiert und teilweise erheblicher Vergehen, wie Terrorismus, bezichtigt. Diese Maßnahmen führten zu einer erheblichen Schwächung zivilgesellschaftlicher Organisationen und reduzierten deren ohnehin begrenzten politischen Einfluss. Ebenfalls wurde die staatliche Kontrolle der Medien erhöht und die Meinungs- und Pressefreiheit derart eingeschränkt. So wurden zum Beispiel mehrere Journalisten verklagt und der „Verleumdung“ des Präsidenten beschuldigt (Becker, 2011).

4.1.8 Bewertung

Die ecuadorianische Regierungsinterpretation von *buen vivir*, welche entgegen der sozio-ökologischen Herausforderungen den Ausbau extraktiver Aktivitäten fördert, verweist deutlich auf die „Widersprüche zwischen Diskurs und Praxis des *buen vivir*“ (Alonso González & Vázquez 2015: 316). Tatsächlich zeigt die Analyse der einzelnen Governance-Prinzipien Praktiken auf, die der Umsetzung von *buen vivir* im Sinne eines sozial-ökologisch transformativen Konzeptes und der Verwirklichung Nachhaltiger Entwicklung entgegenstehen. Trotz der Institutionalisierung von *buen vivir* lassen sich somit deutlich Widersprüche und Herausforderungen in der vertikalen und horizontalen Integration und Partizipation feststellen.

Auf der sozialen Seite verbesserte und verbreiterte der Staat das Leistungsangebot für zuvor ausgeschlossene oder marginalisierte Bevölkerungsgruppen. Jedoch signalisiert dies keine sozial-ökologische Transformation, da es auf der intensivierten Ausbeutung natürlicher Ressourcen basiert. Vielmehr kommt es so zu einer fortgesetzten Ausweitung der Exploration, des Abbaus und der Aufbereitung von Rohstoffen in mega-biodiversen, zumeist naturschutzrechtlich geschützten Gebieten und sozio-kulturell bedeutsamen Territorien indigener Völker (Shade 2015). Soziale, ökologische und ökonomische Konflikte bestehen hier ungemindert fort (Moore & Velásquez 2013). Diese Situation wird weiter verschärft durch aktuelle Herausforderungen, wie volatile Ölpreise, die fortgesetzt schwierige ökonomische Situation des Landes und seine stark polarisierte politische Landschaft.

4.2 Green Growth in Vietnam

Vietnam blickt auf ein enormes Wirtschaftswachstum und eine signifikante Armutsrreduzierung in den letzten zwei Jahrzehnten zurück. Im Jahr 2009 hat das Land den Status eines *Middle-Income-Landes*

erreicht und ist bestrebt, diesen Pfad wirtschaftlicher Entwicklung weiterzugehen, um 2020 ein modernes, industrialisiertes Land zu werden. Vietnams rasante Entwicklung hat einige Geber, wie zum Beispiel das Vereinigte Königreich, bereits zu einem Rückzug veranlasst. Dieser Trend wird sich fortsetzen.

Wirtschaftliches Wachstum ist ohne den Schutz und die nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen nicht zu realisieren. Umweltverschmutzung, die nicht nachhaltige Nutzung der Ressourcen sowie der Klimawandel mit all seinen Auswirkungen haben das Potenzial, das Wirtschaftswachstum in Vietnam negativ zu beeinträchtigen. Die Einbeziehung von Umweltschutzbefangen als ein wesentlicher Entwicklungsfaktor ist somit unumgänglich. Es gibt erste Ansätze, dass Vietnam einen neuen Weg einschlägt und Umwelt nicht als ein Hindernis für Wachstum ansieht. Dennoch ziehen sich diese Versuche nicht durch alle relevanten Politikfelder, und auf der Umsetzungsebene sind sie bisher kaum erkennbar. Ohne finanzielle Unterstützung im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit (z.B. durch Japan, die Weltbank, Deutschland) wäre der bereits unterfinanzierte Umweltbereich deutlich schlechter aufgestellt.

Tabelle 3: Schlüsseldaten zu Vietnam

Schlüsseldaten zu Vietnam				
Bevölkerung	90,7 Millionen		Bruttoinlandsprodukt pro Kopf (PPP)	5629 US\$
Bevölkerungswachstum	1,1 Prozent pro Jahr		Human Development Index	0,683
Lebenserwartung	75,8 Jahre		Human Development Index Platzierung	115 (von 187)
Städtische Bevölkerung	33 Prozent		Gini-Index	38,7
UN Education Index	0,513		Armut	13,9 Prozent
Gender Inequality Index	0,322		Entwicklungsfinanzierung pro Kopf	45,5 US\$

Quelle: Bertelsmann Stiftung (2016b)

Vietnams starkes Wirtschaftswachstum sowie der Ausbau der energieintensiven Sektoren (insbesondere Verarbeitung, Transport und Stromerzeugung) haben die CO₂-Emissionen des Landes in den letzten 10 Jahren verdoppelt. Gleichzeitig ist das Land eines der am stärksten vom Klimawandel betroffenen Länder (Asian Development Bank 2013). Vietnamesische Küstenstädte sind durch Extremwetterereignisse, steigende Meeresspiegel und hohe Grundwasserstände besonders bedroht. Zudem werden die Widerstandskraft gegenüber dem Klimawandel und lokale Anpassungsstrategien durch die Abholzung von Mangrovenwäldern reduziert. In den gefährdeten Gebieten leben insbesondere arme Bevölkerungsschichten, die den Risiken des Klimawandels wehrlos ausgesetzt sind. Vietnam hat 2012 eine Green-Growth-Strategie verabschiedet, die zum Ziel hat, bis 2025 eine klimaresiliente, „grüne“ Wirtschaft aufzubauen.

In den folgenden Abschnitten wird Vietnams Umweltpolitik sowie die zentrale Strategie („Green Growth Strategy“), die Umwelt- und Ressourcenschutz sowie das angestrebte Wirtschaftswachstum in Einklang bringen soll, skizziert. Weiterhin werden die institutionellen, politischen, naturräumlich-geografischen, ökonomischen und soziokulturellen Rahmenbedingungen dieser Politiken und Strategien untersucht. Abschließend werden die Politiken und Strategien entlang der Governance-Prinzipien vertikale/ horizontale Integration und Partizipation analysiert.

4.2.1 Umweltpolitik und die Green Growth Strategy

Bereits 1993 verabschiedete Vietnam ein Umweltgesetz, das 2005 zeitgleich mit dem WTO-Beitritt überarbeitet wurde. 2014 wurde es erneut angepasst, um beispielsweise die Minderung von und die Anpassung an den Klimawandel zu adressieren. Neben dem Umweltgesetz gibt es zahlreiche weitere Gesetze und Strategien, die auf einen besseren Umweltschutz abzielen. Jedoch werden diese oft nur unzureichend umgesetzt (Schirmbeck, 2017).

Sowohl im Socio-Economic Development Plan 2011–2015 (SEDP 2011–2015) als auch in der Socio-Economic Development Strategy 2011–2020 (SEDS 2011–2020) sind ökologische Nachhaltigkeitsziele zumindest am Rande enthalten, und der Klimawandel wird als ein Querschnittsthema charakterisiert. Der aktuelle Socio-Economic Development Plan 2016–2020 (SEDP 2016–2020) hat das übergeordnete Ziel, die makroökonomische Stabilität aufrechtzuerhalten und gleichzeitig ein höheres Wirtschaftswachstum zu erreichen als in den Vorjahren. Die Umweltziele bleiben recht überschaubar: a) Erhöhung der Waldfläche auf 42 Prozent (1990: 28 Prozent, 2013: 40 Prozent), b) Entsorgung von gefährlichem Abfall zu 85 Prozent und c) 90-95 Prozent der Bevölkerung haben Zugang zu sauberem Wasser. In der SEDS sind der Sektor Umwelt und das Konzept der nachhaltigen Entwicklung hingegen inhaltlich breiter vertreten. So werden zum Beispiel als Ziele der Schutz von Wäldern, Biodiversität und eine effizientere Ressourcennutzung aufgezählt (wenn auch ohne Quantifizierung).

Zahlreiche Politiken und Gesetze im Umweltsektor sind in den letzten Jahren überarbeitet, ergänzt oder formuliert worden, und wichtige Verpflichtungen sind in Strategien, Aktionspläne oder in Nationale Zielprogramme (National Target Programs, NTPs) aufgenommen worden. Im Bereich Biodiversität ist das Biodiversitätsgesetz (Law of Biodiversity) (2008) zu nennen. Das Gesetz regelt u. a. Vietnams Schutzgebiete. Eine solche Regelung gab es vorher nicht. 2008 hat die vietnamesische Regierung das National Target Program to Respond to Climate Change (NTP-RCC) und die nationale Klimastrategie (National Strategy on Climate Change, NSCC) verabschiedet. Die Anpassung an den Klimawandel steht hier eindeutig im Vordergrund, dennoch betont die NSCC auch Vietnams Potenzial zur Reduzierung von Emissionen. Die NSCC soll nun vor allem durch Vietnams National Green Growth Strategy (GGS), die im September 2012 verabschiedet wurde, erreicht werden.

Die GGS wurde maßgeblich vom Ministry of Planning and Investment (MPI) und mit Unterstützung des United Nations Development Programme (UNDP) und anderer Geber entwickelt. Die Entwicklung der GGS wurde durch einen partizipativen Prozess begleitet. Neben den relevanten Sektorministerien wurden auch andere Akteure konsultiert (Wissenschaft, Kommunen). Dem Ministry of Environment (MONRE), in dem das zentrale Thema Klima angesiedelt ist, kommt neben dem MPI die Rolle als wichtigstes Ministerium in Bezug auf die GGS zu.

In der GGS wird Green Growth verstanden als

„Green growth, as a means to achieve a low carbon economy and to enrich natural capital, will become the principal direction in sustainable economic development; reduction of greenhouse gas emissions and increased capability to absorb greenhouse gas are gradually becoming essential indicators in social-economic development“ (ibid.).

Drei strategische Felder beschreiben die Reichweite der GGS: 1) Low Carbon Growth (im Sinne von Dekarbonisierung); 2) Greening of Production; 3) Greening of Lifestyles. Siebzehn Lösungsansätze zeigen den Weg auf, den Vietnam zur Erreichung des übergeordneten Ziels „Green-Growth“ identifiziert.

Es ist klar ersichtlich, dass die GGS als Umweltproblem den Klimawandel in den Mittelpunkt stellt. Hier sind die formulierten Ziele:

- ▶ 2020: Verdopplung des BIP im Vergleich zu 2010
 - bei gleichzeitiger Reduzierung des Energieverbrauchs pro produzierter Einheit BIP um 1,5-2 Prozent
 - bei gleichzeitiger Reduzierung der Kohlenstoffintensität pro produzierter Einheit BIP um 8-10 Prozent (Verdopplung des Ziels mit internationaler Unterstützung möglich)
- ▶ 2030
 - Reduzierung der absoluten Treibhausgasemissionen um mindestens 1 Prozent pro Jahr (2 Prozent bei internationaler Unterstützung)
 - Reduzierung der Umweltdegradation und Aufbau von Naturkapital bei besserem Zugang zu sauberen und grünen Technologien
- ▶ 2050: Vietnam hat Grüne Wirtschaftsentwicklung in allen relevanten Sektoren integriert (Mainstreaming)

Dennoch gibt es auch einige andere Umweltprobleme, die thematisiert werden. Der Küstenschutz zur Anpassung an den Klimawandel ist ein Querschnittsthema und findet sich in mehreren Kapiteln der GGS (z. B. Infrastruktur, Urbanisierung und ländliche Lebensstile). Wald wird explizit im Kapitel zur Minderung des Klimawandels („Reduce greenhouse gas emissions“) aufgenommen und hat neben dem quantitativen Ziel (Erhöhung der Waldfläche auf 45 Prozent) auch das qualitative Ziel, die Waldqualität (Biodiversität) zu erhöhen. Ein weiteres Kapitel („Economic and efficient utilization of natural resources“) thematisiert die ökonomische und effiziente Nutzung natürlicher Ressourcen und

zielt darauf ab, die bestehende Gesetzgebung im Umweltsektor und vor allem die Errichtung effektiver Verwaltungseinheiten und Managementsysteme und den verbesserten Einsatz von Technologien umzusetzen. Ein drittes Kapitel („Promote fast development of green economic sectors to create jobs, increase income and enrich natural capital“) beschreibt Wege, wie die Bereitstellung von Umweltgütern und Umweltdienstleistungen gefördert und Naturkapital entwickelt und wiederhergestellt werden können. Dabei wird auf die Entwicklung von relevanten umweltfreundlichen Sektoren und die Einführung von marktbasierten Umweltinstrumenten und Anreizsystemen verwiesen. Weitere Themen sind Investitionen in Schutzgebiete, integrierte Managementsysteme und die Berücksichtigung von Umweltkosten in der Wohlfahrtsmessung.

Die GGS wird durch den National Action Plan on Green Growth im Zeitraum 2012–2020, Draft 5 (GGAP5) ergänzt. Dieser Aktionsplan wurde auch vom MPI erstellt. Er geht deutlich weiter als die GGS, weil er Zuständigkeiten benennt und Finanzierungsmöglichkeiten identifiziert. Der GGAP5 beinhaltet zwölf Aktionsgruppen mit insgesamt 66 Aktivitäten, basierend auf den skizzierten Lösungsansätzen der GGS.

In den einzelnen Ministerien (z. B. Ministry of Agriculture and Rural Development (MARD)) werden Sektorstrategien zur Umsetzung der GGS entwickelt. Sowohl im MARD als auch im MONRE spielt die GGS zurzeit nur bedingt eine Rolle und die Ministerien verweisen immer auf die relevanten Sektorpolitiken und -strategien. Auf Nachfragen wird die GGS als übergeordnetes Rahmenwerk dargestellt. Es bleibt also abzuwarten, inwieweit die überarbeiteten Sektorstrategien die GGS in Zukunft berücksichtigen werden. Sie werden dann letztendlich zeigen, wie ernst es Vietnam mit der GGS und der Umsetzung der anspruchsvollen Ziele ist.

Neben den nationalen Politiken und Strategien spielen im Umweltbereich auch immer mehr internationale, multilaterale Umweltabkommen eine große Rolle, da sie in nationales Recht umgesetzt werden müssen. International ist Vietnam Vertragspartei aller wichtigen multilateralen Umweltabkommen, wie zum Beispiel der Konvention über biologische Vielfalt, der Klimarahmenkonvention und des Kyoto-Protokolls, der Konvention zur Bekämpfung der Wüstenbildung und der Ramsar-Konvention über Feuchtgebiete. Regional engagiert sich Vietnam durch verschiedene Initiativen der Association of Southeast Asian Nations (ASEAN) im Umweltbereich. Zum Beispiel hat Vietnam das ASEAN-Abkommen zum Katastrophenmanagement unterzeichnet und spielt eine aktive Rolle in ASEANs Biodiversitätsinitiativen.

4.2.2 Institutionelle Kontextbedingungen

Nationale Umweltpolitiken der Regierung beschreiben oft ambitionierte Ziele. Deren Erreichung scheitert jedoch häufig an den unzureichenden Human- und finanziellen Ressourcen und an mangelnden institutionellen Kapazitäten. Hinzu kommen eine fehlende Zusammenarbeit einzelner Ressorts bei sich überschneidenden Kompetenzen sowie eine schwache Verknüpfung zentraler Politik mit den Kompetenzen und Budgets der Offiziellen auf Provinz-, Distrikt- und Kommunalebene (Schirmbeck, 2017).

Vietnam hat die grundlegenden Institutionen im Umweltbereich etabliert. Im Bereich Klimawandel als einem Umweltproblem mit stark übersektoraler Ausprägung gibt es noch Aufholbedarf, aber auch hier ist ein positiver Trend durch die Gründung des National Climate Change Committee in 2012 zu verzeichnen. MARD hat eine historische Verantwortung im Bereich des Managements natürlicher Ressourcen und der Landplanung (z.B. Forst, Fischerei, Landwirtschaft, Nationalparkverwaltung). Somit liegen auch die strategische politische Gestaltung des Waldsektors und dessen Umsetzung beim MARD, das der Hauptpartner der deutschen Entwicklungszusammenarbeit durch das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) ist.

Das MONRE hingegen ist für die allgemeinen Umweltthemen, wie z. B. Klima und Biodiversität zuständig. Es vertritt Vietnam bei den internationalen Verhandlungen in diesen Themen. Doch sobald

es sich um Biodiversität in Wäldern in Vietnam handelt, hat das MARD die Federführung. Der Schutz von Biodiversität hat innerhalb des MARD keine höchste Priorität, sondern es verfolgt andere, ökonomische Ziele, wie z.B. die Sicherung der Holzproduktion. Die Kompetenzabgrenzung zwischen beiden Ministerien ist problematisch und verursacht vielen Gebern Schwierigkeiten bei der Umsetzung einer effizienten Zusammenarbeit. Aber auch innerhalb des MARD gibt es Interessenkonflikte. Unterschiedliche Einheiten in MARD verfolgen unterschiedliche Ziele. So werden die Prioritäten der Küstenschutzeinheit anders dargestellt als die der Forstabteilung. Das MONRE wird häufig als „zahnlos“ bezeichnet. Es leidet vor allem an mangelnder Umsetzungskapazität, wie beispielsweise in den Bereichen Biodiversität und Anpassung an den Klimawandel. Das MARD hingegen verfügt über ausreichende Umsetzungskapazität und priorisiert ökonomische Ziele bei der Umsetzung der Politiken (und nicht ökologische). Insofern fallen Umweltziele oft zurück. Die unterschiedliche Umsetzungskapazität zieht sich bis hin zur lokalen Ebene, auf der das MARD durch die Departments of Agriculture and Rural Development (DARD) besser aufgestellt ist als das MONRE durch die Departments of Natural Resources and Environment (DONRE). Auf Provinzebene sind für die Umsetzung Provincial People's Committees (PPC) zusammen mit dem MARD bzw. DARD zuständig. MPI und das Ministry of Finance (MOF) sind im vietnamesischen Kontext starke Ministerien. Sie spielen für die internationale Zusammenarbeit und den Umweltsektor eine entscheidende Rolle, da sie für die zentrale sozioökonomische Entwicklungsplanung sowie für den Haushalt zuständig sind. Die fachlichen Kompetenzen dieser beiden Ministerien sind mit Blick auf den Umweltsektor sehr begrenzt (Schirmbeck, 2017). Dennoch entscheiden sie über die Ausrichtung und die Allokation der Gelder an die betreffenden Sektorministerien. Das MPI ist für die Geberkoordination auf vietnamesischer Seite zuständig. In manchen Bereichen hingegen wird sie stärker von den Gebern übernommen, wie beispielsweise von der Weltbank im Mekongdelta, die dort mit größeren Projekten vertreten ist (World Bank, 2016b).

4.2.3 Politische Kontextbedingungen

Seit ihrer Wiedervereinigung im Jahre 1976 ist die Sozialistische Republik Vietnam ein Ein-Parteien-Staat, von der Kommunistischen Partei von Vietnam (CPV) beherrscht. Mitte der 80er Jahre startete die CPV einen sozioökonomischen Reformprozess („Doi Moi“, wörtlich übersetzt „Renovierung“), der Privatunternehmen ermöglichte, am Markt teilzunehmen. Dieser „Doi Moi“-Prozess legte die Grundsteine für das anschließende Wirtschaftswachstum des Landes. Zwischen 1990 und 2010 verdreifachte sich das BIP pro Kopf und hob damit einen Großteil der vietnamesischen Bevölkerung aus der Armut (Zimmer et al. 2015).

Die Regierung in Vietnam verfolgt einem strengen top-down-Ansatz. An oberster Stelle steht der Generalsekretär der CVP, der die Partei führt und der Vorsitzende des Politbüros ist. Der vietnamesische Präsident ist das Staatsoberhaupt und der Ministerpräsident ist der Regierungschef. Die Exekutive obliegt dem Regierungsapparat und dem Präsidenten. Die Legislative liegt bei der Nationalversammlung (Neefjes & Hoai, 2017; The Economist Intelligence Unit, 2018).

4.2.4 Naturräumlich-geografische Rahmenbedingungen

Naturkatastrophen wie Überflutungen, Taifune und Dürren bedrohen Vietnam. Der World Risk Report (2012) der Weltbank platziert Vietnam auf dem 18. Platz in Bezug auf seine Anfälligkeit für Naturkatastrophen. Die wichtigsten wirtschaftlichen Sektoren – Landwirtschaft und Industrie – sowie die beiden größten Städte (Ho Chi Minh City und Hanoi) sind in Küstenniederungen und Flussdeltas angesiedelt, die extrem vulnerabel gegenüber Naturkatastrophen sind. Naturkatastrophen sind eng mit dem Klimawandel verknüpft. Die Weltbank sieht Vietnam auf Platz fünf der am stärksten vom Klimawandel betroffenen Länder, und der dadurch bedingte Verlust der vietnamesischen Wirtschaftsleistung wird gemessen am BIP auf ca. 0,7–3 Prozent jährlich geschätzt (Alliance Development Works, 2012).

In den letzten Jahren wurden zwei Berichte veröffentlicht, die die Situation der Umwelt und der natürlichen Ressourcen in Vietnam analysieren und eine Reihe von Handlungsfeldern aufzeigen, die bisher nur ungenügend Aufmerksamkeit erzielen. Dies ist zum einen der Weltbank-Bericht „Vietnam Development Report 2011: Natural Resources Management“ von 2010 und zum anderen der Bericht der Asian Development Bank (ADB) „Viet Nam: Environment and Climate Change Assessment“ von 2013 (Asian Development Bank, 2013; World Bank, 2011).

4.2.5 Ökonomische Rahmenbedingungen

Nach mehr als zwei Jahrzehnten andauernder Wirtschaftsreformen hat Vietnam den Aufstieg zu einem middle income country geschafft. Das Land hat viele wichtige Millenniums-Entwicklungsziele im Bereich der Armuts- und Hungerbekämpfung erreicht. Insbesondere bemerkenswert ist das durchschnittliche Wirtschaftswachstum von 7,5 Prozent pro Jahr im Zeitraum 1998-2008. Das stabile und anhaltende Wirtschaftswachstum basiert vor allem auf einer erfolgreichen Öffnung des Marktes, der Anziehung von ausländischem Kapital und einer Fülle von billigen Arbeitskräften. Im Vergleich zu anderen asiatischen Ländern (wie z.B. Indonesien, Malaysien) ist es Vietnam nicht gelungen die Produktivität (gemessen an der Totalen Faktorproduktivität) effizient zu steigern (Dat und Truong 2013).

Mit Vietnams Wachstum geht die Expansion energieintensiver Sektoren wie Verarbeitung, Transport und Stromerzeugung einher. Angesichts der Abhängigkeit des Landes von fossilen Brennstoffen haben sich die CO₂-Emissionen Vietnams zwischen 2000 und 2010 verdreifacht (Pierre Audinet & Pedzi Makumbe, 2016).

Der Druck auf Vietnams Umwelt und Ressourcen wächst stetig und es ist mit negativen Auswirkungen auf Vietnams Wirtschaftswachstum zu rechnen. Dies zeigt auch das Ranking des „Global Competitiveness Report 2013–2014“ des World Economic Forum: Die schlechte Wertung ökologischer Nachhaltigkeitskriterien in Vietnam hat negative Auswirkungen auf die allgemeine Wettbewerbsfähigkeit des Landes. Die wichtigsten Einflussfaktoren sind dabei eine Kombination aus intensiver Ressourcennutzung, Bevölkerungswachstum (90 Millionen Einwohner in 2013), Urbanisierung, Industrialisierung und schwacher Umweltregulierung (World Economic Forum, 2013).

4.2.6 Soziokulturelle Rahmenbedingungen

Durch das Wirtschaftswachstum und die Verringerung von Armut haben sich die soziokulturellen Bedingungen in Vietnam stark verbessert. Im Jahr 1993 lebte mehr als die Hälfte der Bevölkerung von weniger als 1,90 US\$ pro Tag. Heute sind es weniger als 3 Prozent der Bevölkerung. Der Anteil der Bevölkerung unterhalb der nationalen Armutsgrenze betrug im Jahr 2014 13,5 Prozent – im Vergleich dazu waren es 1993 noch knapp 60 Prozent (Bertelsmann Stiftung, 2018; World Bank, 2018c).

Insbesondere bei der Grundversorgung hat das Land erhebliche Fortschritte gemacht. Vietnams Human Development Index (HDI) Wert lag im Jahr 2015 bei 0,683 und war damit auf Platz 115 von 187 platziert. Damit wird das Land in die Kategorie *medium human development category* eingeordnet (UNDP, 2016). Der Gender Inequality Index (GII) Wert lag 2013 bei 0,322. Damit liegt Vietnam auf Rang 58 von 149 (Bertelsmann Stiftung, 2016b). Fast 60 Prozent der erwachsenen Frauen (und 71,2 Prozent der Männer) hatten ein sekundäres Bildungsniveau erreicht. Die Erwerbsquote der Frauen im Jahr 2013 betrug 72,8 Prozent (der Männer 81,9 Prozent). Auch der Zugang zur Basisinfrastruktur hat sich deutlich verbessert. Von 1993 bis 2012 wurden signifikante Fortschritte erzielt. Zum Beispiel nutzen 100 Prozent der Bevölkerung Strom als Energiequelle für Leuchtmittel im Vergleich zu 14 Prozent vor mehr als zwanzig Jahren (World Bank, 2018a). Mehr als 67 Prozent der Landbevölkerung genießen jetzt Zugang zu Sanitäranlagen und mehr als 61 Prozent haben Zugang zu sauberem Wasser, verglichen mit nur 36 Prozent und 17 Prozent, jeweils zwei Jahrzehnte früher (World Bank, 2018b)

4.2.7 Governance-Prinzipien

Das Ministerium für Planung und Investition (MPI) hat die Hauptverantwortung für die Green Growth Strategy. Es ist somit zuständig für die Koordination mit anderen relevanten Akteuren, wie den Volkskomitees der Provinzen und den zentral verwalteten Städten. Das MPI überprüft die Umsetzung der Strategie und berichtet an den Premierminister. Die Verantwortung für die Formulierung von Programmen, Aktionsplänen und die tatsächliche Umsetzung der Strategie liegt bei den Volkskomitees der Provinzen und den Städten. Sie sind aufgefordert die Green Growth Strategy in ihre lokalen Entwicklungspläne zu integrieren.

Auch auf der horizontalen Ebene ist das Ministerium für Planung und Investition zuständig für die Absprache mit den anderen relevanten Sektorministerien, insbesondere mit dem Finanzministerium, um die Finanzierung der Umsetzung zu sichern. Weiterhin hat das Umweltministerium eine führende Aufgabe und ist fachlich für die Umsetzung der Green Growth Strategy im Klimabereich und restlichen Umweltbereich zuständig. Ein interministerieller Koordinierungsausschuss, angesiedelt im MPI, soll den Austausch zwischen den Ministerien erleichtern, dies sind beispielsweise das Landwirtschafts-, das Umwelt-, das Handels- und das Finanzministerium. Der stellvertretende Premierminister hat den Vorsitz.

In Vietnam ist eine Beteiligung der Zivilgesellschaft in kontrollierter Form schon lange präsent. Bereits nach der Revolution 1946 und der Zwangsvereinigung mit dem Süden 1975 wurden vordefinierte Interessen in Organisationen, die Teil des Parteienstaates waren, verbreitet. Im Zuge der Doi Moi Reformen und der stärkeren Präsenz von Gebern in Vietnam entwickelte sich ein ausgeprägter Nichtregierungsorganisationen (NRO)-Sektor mit internationalen und lokalen NRO. Die Hauptaktivitäten dieser NRO konzentrieren sich weitestgehend auf die Bereitstellung von vereinbarten Dienstleistungen und Entwicklungsberatung. Dennoch wächst der Einfluss der Zivilgesellschaft auf die Politik in den letzten Jahren an trotz Verboten und strenger Auflagen (Bertelsmann Stiftung, 2016b)). Bei der Entwicklung der Green Growth Strategy hat das MPI mit Unterstützung von UNDP und internationalen Gebern einen mehrstufigen Konsultationsprozess durchgeführt, in dem jedoch keine NRO eingebunden wurden.

4.2.8 Bewertung

Vietnam durchläuft einen Reformprozess, der ambitionierte Ziele für ein ökologisches nachhaltiges Wachstum anstrebt. Die Entwicklung progressiver Gesetzgebung und nationaler Initiativen im Umweltsektor spiegelt den politischen Willen wider, „grünes“ und sozial inklusives Wachstum zu vereinen. Dennoch bleiben der Schutz von Umwelt und natürlichen Ressourcen und vor allem die Umsetzung anspruchsvoller Politiken in diesem Sektor eine Herausforderung. Es ist zu befürchten, dass bereits erzielte und zukünftige Erfolge durch nicht-nachhaltiges Wachstum gefährdet werden. Wachstumsziele dominieren weiterhin soziale und ökologische Ziele. Weiterhin ist die Umsetzung der ambitionierten Gesetzgebung relativ schwach. Die Umsetzung internationaler Vorgaben (z.B. Klimapolitik) ist nicht kohärent. Teilweise gibt es zu viele Strategiedokumente mit unterschiedlichen Zielsetzungen für die gleichen Probleme. Nationale Strategien werden lokal aufgrund von Zielkonflikten und schwacher Kapazitäten nicht durchgesetzt und nicht kontrolliert. Der Green Growth-Prozess in Vietnam wurde von außen angeschoben und vorangetrieben. Möglicherweise eine weitere Erklärung, warum die tatsächliche Umsetzung schwierig ist.

4.3 Nachhaltige Entwicklung in Kenia

Kenia hat sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten dynamisch entwickelt. Externe Schocks (Terroranschläge, Grenzkonflikte) und interne Konflikte (v.a. Gewalteskalation nach Wahlen 2007) haben dabei immer wieder zu Turbulenzen und Rückschlägen geführt, so dass die beobachteten Langzeittrends keinen linearen Prozess darstellen. Makroökonomisch hat das Land 2014 den Status eines *Lower Middle-Income-Landes* erreicht. Bereits seit 2007 verfolgt es eine ambitionierte „Vision

2030“, um seine Entwicklung in Richtung eines stabilen und regional bedeutsamen Middle Income Countries in Ostafrika weiter voranzutreiben. Trotz beträchtlicher politischer und gesellschaftlicher Unwägbarkeiten spricht vieles dafür, dass der makroökonomische Trend insgesamt fortgeschrieben werden kann (vgl. EIU 2018).

Dies bringt große Herausforderungen hinsichtlich des Schutzes und der nachhaltigen Nutzung der natürlichen Ressourcen Kenias mit sich, die ihrerseits in der Vision 2030 explizit reflektiert werden. International fühlt sich Kenia der Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung und den Sustainable Development Goals, die es aktiv mitgestaltet hat, stark verpflichtet. Zugleich stehen vor allem politökonomische Faktoren einer konsequenteren Umsetzung auf nationaler Ebene entgegen.⁵

Tabelle 4: Schlüsseldaten zu Kenia

Schlüsseldaten zu Kenia			
Bevölkerung (2016)	48,5 Millionen	Bruttoinlandsprodukt pro Kopf (PPP)	3291 US\$
Bevölkerungswachstum	2,6 Prozent p.a.	Human Development Index	0,555
Lebenserwartung	62,2 Jahre	Human Development Index (Rank)	146 (von 187)
Städtische Bevölkerung	25,6 Prozent	Gini-Index	48,5
UN Education Index	0,515	Armut	58,9 Prozent
Gender Inequality Index	0,565	Entwicklungsfinanzierung pro Kopf	74,1 US\$

Quellen: Economist Intelligence Unit, Country Report Kenya of 26 April 2018; UNDP, Human Development Report 2017.

4.3.1 Einführung: Kenias „Vision 2030“ und die Sustainable Development Goals

Handlungsleitend für die kenianische Politik ist die 2007 verabschiedete "Vision 2030", die regierungs- und parteiübergreifend getragen wird und die Kenias Entwicklungspfad als den eines aufstrebenden Landes mittleren Einkommens vorzeichnet (GoK, 2007). Im Bewusstsein um die Abhängigkeit der kenianischen Wirtschaft und Gesellschaft von den natürlichen Ressourcen des Landes, werden Nachhaltigkeits- und Umweltaspekte der kenianischen Entwicklung in der Vision 2030 ausdrücklich betont und speziell der Klimawandel als Gefährdung der nationalen Entwicklungsanstrengungen thematisiert (ebd.).

Die Umsetzung der "Vision 2030" wird mittels sogenannter "Medium Term Plans" (MTP) operationalisiert, die politische Handlungsprioritäten für jeweils fünf Jahre ausbuchstabieren. Der dritte und für die Jahre 2018-2022 gültige MTP-Zyklus wurde zum Zeitpunkt der Studie noch erarbeitet, wobei eine enge Verzahnung mit den 2015 auf internationaler Ebene verabschiedeten Sustainable Development Goals vorgesehen war (vgl. Kimani, 2016; Mvurya, 2016; Peters, 2018).

Der Jahresbeginn 2018 war von einer schwierigen Regierungsbildung geprägt, nachdem die Präsidentschaftswahlen vom August 2017 infolge von Unregelmäßigkeiten im Dezember 2017 wiederholt werden mussten. Nachdem Präsident Uhuru Kenyatta und seine Regierungspartei im Januar 2018 bestätigt wurden und es zudem im März 2018 zu einer Annäherung des Regierungslagers und der größten Oppositionspartei kam, kann inzwischen von einem hohen Maß an Kontinuität in der Regierungspolitik ausgegangen werden (EIU, 2018). Dies schließt die Umsetzung des Medium Term

⁵ Wesentliche Grundlage der nachfolgenden Ausarbeitung des Länderbeispiels Kenia ist die umfassende englischsprachige Studie Aligning National Climate Policy and Sustainable Development in Kenya (Bauer et al., 2017).

Plans und das Bekenntnis zur Umsetzung der SDGs mit ein.⁶ Ungeachtet aller politischen technischen und administrativen Defizite, die das Land weiterhin kennzeichnen, ist die Regierung erkennbar um eine Verzahnung der „Vision 2030“ und der SDG-Umsetzung bemüht. Die Kompatibilität der beiden Agenden wird zudem auch seitens der kenianischen Zivilgesellschaft betont und mitgetragen (vgl. Peters, 2018).

Tatsächlich darf die „ownership“ Kenias für die SDGs schon deshalb als hoch gelten, da Kenia in Macharia Kamau einen der beiden für die Aushandlung der SDGs zuständigen Co-Chairs der entsprechenden Open Working Group der Vereinten Nationen stellte und das Land sich stark in den Aushandlungsprozess eingebracht hatte (vgl. Kamau et al., 2018). Entsprechend groß ist das Interesse Kenias, die SDGs als Erfolgsgeschichte zu sehen und damit auch international zu reüssieren.

4.3.2 Institutionelle Kontextbedingungen

Ungeachtet der jüngsten politischen Krise infolge der Präsidentschaftswahlen Ende 2017 ist die Republik Kenia gegenwärtig stark mit einer grundlegenden institutionellen Neuordnung des Landes beschäftigt. Diese folgt einer 2013 in Kraft getretenen, umfassenden Verfassungsreform von 2010, deren Kern eine "devolution of powers" im Zuge weitreichender Dezentralisierungsreformen ist. Die acht Einzelregionen der vormals stark zentralstaatlich geführten Republik wurden durch 47 neu geschaffenen Counties ersetzt. Deren direkt gewählte Gouverneure bilden seither das Oberhaus des in zwei Kammern organisierten Parlaments.

Die entsprechende Reorganisation des Staatswesens seit 2013 bringt naturgemäß eine Reihe von Übergangsherausforderungen mit sich, deren Bewältigung noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird. Insgesamt darf aber die Verfassungsreform als erfolgreich gelten und erfreut sich weiterhin großen Rückhalts in breiten Bevölkerungsschichten (vgl. Cheeseman, Lynch, & Willis, 2016). Wenngleich die Klärung zahlreicher institutioneller und damit verbundener budgetärer Kompetenzen und Zuständigkeiten zu den besagten Herausforderungen zählen, bietet der dezentrale Politikansatz grundsätzlich einen erfolgversprechenden institutionellen Rahmen für Nachhaltigkeits-orientierte Politik und die unmittelbare Adressierung zumindest lokaler Umweltprobleme.

Umweltpolitisch maßgeblich bleibt gleichwohl die nationale Ebene, die im Falle Kenias eine ambitionierte und fortschrittliche Gesetzgebung vorweisen kann (z.B. Climate Change Act von 2016). In der Umsetzung zeigen sich gleichwohl erhebliche Kapazitätsdefizite auf allen Handlungsebenen. Diese zeigen sich exemplarisch in der National Environment Management Authority (NEMA), die einerseits eine bewährte institutionelle Konstante der kenianischen Umweltpolitik verkörpert, andererseits ihre Rolle im Kontext der Dezentralisierung und im Zusammenspiel mit den Institutionen der Counties aber erst neu finden muss (vgl. Bauer et al., 2017).

Besondere Aufmerksamkeit erfordern zudem die sowohl aus umwelt- als auch entwicklungspolitischer Perspektive bedeutsamen Sektoren Wasser und Energie. So stellt sich speziell die Dezentralisierung des kenianischen Wassersektors als ein unübersichtliches „work in progress“ dar, das zum Zeitpunkt der Studie noch deutlich durch unklare Zuständigkeiten und Kompetenzkonflikte geprägt war (vgl. Bauer et al., 2017; Mwihaki, 2018). Der Energiesektor wiederum bleibt entgegen dem allgemeinen Dezentralisierungstrend bis auf Weiteres stark zentralisiert (Bauer et al., 2017; GoK, 2015).

4.3.3 Politische Kontextbedingungen

Kenia ist seit 1963 als Präsidialrepublik auf Grundlage des englischen Common Law verfasst. Der Präsident ist zugleich Staats- und Regierungschef, der gemäß der Verfassungsreform von 2010 von

⁶ Eine detaillierte Überprüfung, wie die angestrebte Verzahnung des 3. MTP mit den SDGs substanzial gelungen ist, konnte im Rahmen dieser Studie nicht mehr geleistet werden.

einem Zwei-Kammern-Parlament ernannt wird. Das Parlament besteht aus einem Senat (Oberhaus), das die 47 Counties der Republik Kenia auf nationaler Ebene repräsentiert und einer Nationalversammlung (Unterhaus) mit v.a. direkt gewählten Abgeordneten aus 290 Wahlkreisen (zzgl. je 1 direkt gewählte Frauenvertretung je County u.a.).

Die Organisation der politischen Parteien Kenias orientiert sich wesentlich an Fragen der ethnischen Zugehörigkeit. Programmatische Unterschiede zwischen den führenden Parteien wie insbesondere der seit 2013 regierenden Jubilee Party von Präsident Uhuru Kenyatta und den das maßgebliche Oppositionsbündnis NASA (National Super Alliance) konstituierenden vier Parteien sind gering. Alle maßgeblichen politischen Kräfte sind marktwirtschaftlich orientiert und fühlen sich im Sinne eines übergeordneten Programms aller Kenianerinnen und Kenianer den Zielen der „Vision 2030“ verpflichtet. Der zielgerichteten und effizienten Umsetzung der Vision stehen in der politischen Ökonomie Kenias gleichwohl immer wieder machtpolitische Abwägungen und materielle Partikularinteressen der politischen und wirtschaftlichen Eliten und einflussreicher klientelistischer Netzwerke entgegen (vgl. Peters, 2015; Peters, 2018).

In diesen Zusammenhängen hat sich speziell die ethnische Differenzierung des kenianischen Parteiensystems und der daraus erwachsenden Wahl-Bündnisse seit der Einführung der Mehrparteidemokratie zu Beginn der 1990er Jahre immer wieder als konfliktträchtig erwiesen (vgl. Bauer, 2000; Murunga & Nasong'o, 2007). Die schwere Gewalteskalation nach den Präsidentschaftswahlen von 2007 und die daraus resultierende Staatskrise führten letztlich zur Verfassungsreform von 2010. Diese scheint tendenziell das politische Systems Kenias zu stabilisieren, ohne aber bislang die Ethnisierung der Politökonomie des Landes und seiner Parteienlandschaft wirklich überwinden zu können (vgl. Peters, 2018; Willis, Cheeseman, & Lynch, 2014).

Im regionalen Kontext am Horn von Afrika bleibt Kenia aller internen Unwägbarkeiten zum Trotz ein Hort der Stabilität und wird dafür auch international geschätzt und gewürdigt (vgl. EIU, 2018). Dies entspricht auch der Eigenwahrnehmung Kenias als Führungsmacht in Ostafrika und als wichtiger kooperativer Akteur im afrikanischen Kontext und im Rahmen der Vereinten Nationen (vgl. Peters, 2018). Die Sicherheitsrisiken, die von angrenzenden Konfliktstaaten, v.a. Somalia und Süd-Sudan, ausgehen, prägen die kenianische Außen- und Sicherheitspolitik. Auch in dieser Hinsicht gibt es keine nennenswerten Divergenzen zwischen der kenianischen Regierung und den führenden Akteuren der Opposition (ebd.).

Infolge des instabilen und konfliktreichen regionalen Kontexts ist Kenia zu einem der weltweit größten Aufnahmeländer für Flüchtlinge geworden. Im Januar 2018 beherbergte Kenia annähernd 500.000 Flüchtlinge, von denen ca. 58% aus Somalia und ca. 23% aus dem Süd-Sudan stammten (UNHCR 2018). Die Gesamtzahl der Flüchtlinge entspricht somit knapp 6% der kenianischen Bevölkerung. Knapp die Hälfte der Flüchtlinge lebt im Flüchtlingslager Dadaab. Trotz seit 2016 anhaltender Bemühungen, Teile der Flüchtlinge zu repatriieren oder umzusiedeln und das Lager Dadaab zu schließen, ist es de facto zu einer der größten Siedlungen auf kenianischem Territorium geworden.⁷ Die kenianische Regierung begründet ihr Bestreben nach einer Schließung des Lagers neben sicherheitspolitischen und wirtschaftlichen Gründen explizit auch mit der ökologischen Belastung für das gesamte Umland.

Trotz einiger Fortschritte in der Stabilisierung Süd- und Zentralsomalias bleibt die Sicherheitslage in der Grenzregion sehr angespannt und es kam seit Ende 2013 immer wieder zu Terroranschlägen durch somalische Al-Shabaab-Milizen, was die Entwicklungsperspektiven speziell im Nordosten Kenias effektiv untergräbt. Kenia wird seitens der Vereinten Nationen, der Europäischen Union und

⁷ Details <http://www.unhcr.org/ke/figures-at-a-glance>

den USA aus vor allem sicherheits- und migrationspolitischen Motiven sowie aus humanitären Gründen bei der Bewältigung der Flüchtlingskrise unterstützt.

4.3.4 Naturräumlich-geografische Rahmenbedingungen

Die Größe Kenias entspricht mit ca. 580.000 qkm etwa der Größe der iberischen Halbinsel. Rund 80 Prozent der kenianischen Landfläche sind arid oder semi-arid und von struktureller Wasserknappheit und wiederkehrenden Dürren betroffen.⁸ Die Unregelmäßigkeit der Regenzeiten scheint in der jüngeren Vergangenheit zuzunehmen, was als Anzeichen für einen bereits einsetzenden Klimawandel in der Region gewertet werden kann (vgl. Müller, 2009; Müller, Waha, Bondeau, & Heinke, 2014). Die kenianischen Trockenregionen sind generell dünn besiedelt und traditionell durch nomadische Lebensweisen geprägt. Der weitaus größte Teil der kenianischen Bevölkerung lebt in den fruchtbaren und vergleichsweise dicht besiedelten Landesteilen, vor allem im sogenannten Rift Valley und dem kenianischen Hochland entlang des ostafrikanischen Grabens, wo vor allem regenabhängige Landwirtschaft betrieben wird (vgl. Bauer, 2000). Unbestrittenes politisches und wirtschaftliches Zentrum ist die im Süden des Landeszentrums gelegene Hauptstadt Nairobi.

Nach wie vor leben rund Dreiviertel der Bevölkerung auf dem Land, was nach Analyse der Weltbank für ein Land dieses Entwicklungsstands ungewöhnlich und weit unterdurchschnittlich ist. Zugleich sind aber ein dynamischer Urbanisierungstrend und die Entstehung urbaner Mittelschichten zu verzeichnen (vgl. Bauer et al., 2017; World Bank, 2016a). Neben den beiden großen Agglomerationen Nairobi (3,5 Millionen Einwohner), der im südlichen Zentrum auf 1820 Höhenmetern gelegenen Hauptstadt, und der Küstenstadt Mombasa (1,2 Millionen) im Südosten des Landes, betrifft dies vor allem eine Reihe mittelgroßer Städte zwischen Rift Valley (Nakuru, Nyeri), Hochland (Eldoret) und dem Viktoriasee (Kisumu), der das Land im Südwesten zum Nachbarstaat Uganda hin abgrenzt (vgl. Bauer et al., 2017).

Zu den naturräumlich-geografischen Besonderheiten Kenias, die jeweils von besonderer umwelt- und klimapolitischer Relevanz sind, zählen zum einen seine außergewöhnlichen Geothermievorkommen, die enorme Potenziale zur Erzeugung erneuerbarer Energie bergen und die u.a. mit Unterstützung der Entwicklungsbank der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) erschlossen werden (vgl. KfW, 2018). Zum anderen ist Kenia ein global bedeutsamer Biodiversity-Hotspot mit hoher Artenvielfalt. Diese reicht weit über den offensichtlichen Teil, wie er durch den Safari-Tourismus als wichtige Einnahmequelle in Wert gesetzt wird, hinaus. Eine Vielzahl seltener Pflanzen- und Vogelarten sowie die Korallenriffe vor der kenianischen Küste sind hier ebenso zu nennen, wie die in der Außendarstellung des Landes omnipräsenten Giraffen, Elefanten und Löwen.

Angesichts fortschreitender Bodendegradation und Desertifikation, der Abholzung ohnehin stark dezimierter Waldbestände, regional mitunter stark ausgeprägter Wasserknappheit und der Problematik von Wilderei und dem Handel mit geschützten Arten steht Kenia vor einer Reihe umweltpolitischer Herausforderungen, die auch international von Bedeutung sind und die den Zielen einer ökologisch nachhaltigen Entwicklung offenkundig zuwiderlaufen (vgl. Peters, 2018).

4.3.5 Ökonomische Rahmenbedingungen

Kenia hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren insgesamt wirtschaftlich sehr dynamisch entwickelt und wird seit 2014 als *lower middle income country (LMIC)* gemäß der Kategorisierung der Weltbank geführt. Es zeichnet sich durch ein mehrjähriges, stabiles durchschnittliches Wirtschaftswachstum von 5-6% aus, womit es deutlich über dem Schnitt der Weltwirtschaft und insbesondere der Region Sub-Sahara Afrika liegt (vgl. EIU, 2018).

⁸ Für allgemeine geografische Grundlagen über Kenia im Kontext der Geografie Ostafrikas siehe Hecklau (1989).

Dessen ungeachtet gilt neben infrastrukturellen Defiziten vor allem der Mangel an qualifizierten Arbeitskräften als Haupthemmnis einer diversifizierteren wirtschaftlichen Entwicklung. So bleibt die kenianische Wirtschaft vor allem landwirtschaftlich geprägt und profitiert maßgeblich von Agrarexporten (v.a. Tee, Kaffee, aber auch Schnittblumen, Gemüse u.a.). Bedeutsam ist zudem der gut entwickelte Tourismussektor (Küstentourismus, Safaritourismus), der jedoch in der jüngeren Vergangenheit infolge terroristischer Anschläge starken konjunkturellen Schwankungen ausgesetzt war.

Das produzierende und verarbeitende Gewerbe ist in Kenia generell schwach entwickelt, was die Abhängigkeit von der regenabhängigen Landwirtschaft unterstreicht. Eine bessere und vor allem auch im Sinne der Armutsbekämpfung breitenwirksamere, sozioökonomische Entwicklung wird außerdem durch politische Unwägbarkeiten, Bildungsdefizite, Korruption und Wirtschaftskriminalität gehemmt (vgl. EIU, 2018; Peters, 2018). Punktuell wurde und wird die Konjunktur zusätzlich durch externe Faktoren wie insbesondere Terroranschläge und langanhaltende Dürren geschwächt.

Bemerkenswert ist die zunehmende wirtschaftspolitische Bedeutung des Energiesektors sowohl im Bereich der erneuerbaren Energien als auch hinsichtlich fossiler Ressourcen (vgl. EIU, 2018; Kiplagat, Wang, & Li, 2011). In der jüngeren Vergangenheit gewann die Exploration von Öl- und Gasvorkommen erheblich an Bedeutung und politischer Aufmerksamkeit, wobei mit einer tatsächlichen Ausbeutung der bislang explorierten Ressourcen nicht vor 2022 gerechnet wird (EIU, 2018). Die erheblichen Potenziale Kenias im Bereich der erneuerbaren Energien aber insbesondere auch hinsichtlich seiner extraktiver Ressourcen wecken Begehrlichkeiten, die im Kontext der spezifischen Politökonomie Kenias in hohem Maße konflikträchtig erscheinen (vgl. Bos & Gupta, 2016; Hivos, 2017; Schilling, Weinzierl, Lokwang, & Opiyo, 2016). Zudem wurden in den vergangenen Jahren Zielkonflikte zwischen den Bekenntnissen zu Klima- und Umweltschutz und nachhaltiger Entwicklung und der verlockenden Ausbeutung und Nutzung fossiler Energieträger zunehmend offensichtlich (vgl. Bauer et al., 2017; Bos & Gupta, 2016).

4.3.6 Soziokulturelle Rahmenbedingungen

Mit Blick auf seine soziokulturellen Rahmenbedingungen verfügt Kenia über ein im Kontext des subsaharischen Afrikas vergleichsweise gutes und umfassendes Bildungssystem, das eng am angelsächsischen Schulwesen orientiert ist. Dennoch fehlt es in Verwaltung und Wirtschaft häufig an gut ausgebildeten Fachkräften, was sich zumindest teilweise mit den etablierten Patronagestrukturen erklären lässt. So sind persönliche Beziehungen in der öffentlichen Verwaltung vielfach das maßgebliche Einstellungskriterium (vgl. Peters, 2018). Der Zugang zu einem ihrer Qualifikation entsprechenden Arbeitsmarkt bleibt für viele gut ausgebildete kenianische Akademiker eine große Herausforderung. Die persistente Korruption und Klientelpolitik, häufig entlang ethnischer Zugehörigkeiten, bleiben auch deshalb wesentliche Entwicklungshemmisse in Kenia.

Religiös ist das Land mehrheitlich christlich geprägt, wobei die Küstenregion und Teile des Nordens vorwiegend muslimisch sind. Religiöse Konflikte spielen in Kenias bewegter Geschichte eine untergeordnete Rolle und treten jedenfalls deutlich hinter der Bedeutung ethnischer Zugehörigkeiten zurück. Eine diffuse Sorge um eine zunehmende Instrumentalisierung religiöser Identitäten scheint angesichts des Einflusses islamistischer Milizen in den Grenzregionen sowie der Bedeutung evangelikaler Prediger und Splitterkirchen gleichwohl begründet. Politisch spiegeln die religiösen Eliten des Landes in gewisser Weise die politische Klasse wieder. Sie waren in Teilen für die Mobilisierung der Zivilgesellschaft und die Demokratisierung des autoritären Kenias unter der Präsidentschaft arap Mois ebenso bedeutsam, wie sie in Teilen mit den korrupten und klientelistischen Herrschaftsstrukturen verstrickt sind (vgl. Gecaga, 2007; Kagwanja, 2003). Aus umweltpolitischer Perspektive ist der Einfluss der kirchlichen Akteure ambivalent einzuschätzen. So wird seitens der christlichen Kirchen zwar grundsätzlich die „Bewahrung der Schöpfung“ betont,

vielfach aber auch zum Beispiel der Klimawandel als ein „act of God“ dargestellt, dem am besten durch Gebete zu begegnen sei.

4.3.7 Governance-Prinzipien

Alle Fragen der politischen Steuerung und der Politikumsetzung sind nicht nur vor dem Hintergrund der spezifischen politischen Ökonomie Kenias zu sehen, sondern auch im Kontext der begrenzten Leistungsfähigkeit des kenianischen Staatsapparats. Wenngleich Kenias öffentliche Verwaltung gut ausgebaut und landesweit präsent ist, so muss sie doch auf allen Governance-Ebenen als ineffizient und mit Defiziten hinsichtlich ihrer Transparenz und Legitimität bezeichnet werden (vgl. Peters, 2018). Zugleich gibt es ein weit verbreitetes Verständnis für die Notwendigkeit institutioneller Reformen und klare Bekenntnisse zu einer stärkeren Politikintegration. Diese haben im Zuge der Verfassungsreform von 2010 und der 2013 begonnenen „devolution of powers“ erkennbar an Bedeutung gewonnen.

Insbesondere vertikale Politikintegration ist ein zentrales Thema in der Frage der Umsetzung von Dezentralisierung und Devolution (vgl. Bauer et al., 2017). Diese betreffen unmittelbar auch wesentliche der umweltpolitisch einschlägigen Politikfelder und Sektoren, deren Aufgaben und Kompetenzen bisher im Zentralstaat gebündelt waren, u.a. Wasser, Energie, Landwirtschaft, Gesundheit und Verkehr bzw. Transport. Entsprechend wurde die Zuständigkeit für die Umsetzung der SDGs formal auch dem Ministerium für Devolution and Planning übertragen. Dessen ungeachtet kommt naturgemäß dem Finanzministerium eine herausgehobene Bedeutung für die tatsächliche Steuerung sektoraler Schwerpunkte und der Rahmenbedingungen für Politikintegration zu.

Fragen der horizontalen Politikintegration genießen auf allen Governance-Ebenen hohe Aufmerksamkeit, vor allem in der politischen Rhetorik. Dieser wird in der konkreten politischen Umsetzung, die stark von sektoralen Zuständigkeiten geprägt bleibt, aber allenfalls in Ansätzen entsprochen (Bauer et al., 2017).

Kenia verfügt über eine sehr lebhafte und aktive Zivilgesellschaft, die maßgeblichen Einfluss auf die Demokratisierung Kenias in den 1990er Jahren wie auch hinsichtlich der Durchsetzung der seither erfolgten Reformanstrengungen hatte und hat (vgl. Nasong'o, 2007; Peters, 2018). Neben dem Einsatz für Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechte gibt es auch im Bereich Umwelt und Nachhaltigkeit eine gut organisierte und zunehmend professionalisierte Zivilgesellschaft, deren Einflussmöglichkeiten aber im Rahmen der politischen Ökonomie Kenias begrenzt bleiben. Für viele der zivilgesellschaftlichen Akteure ist es gegenüber den herrschenden Staats- und Regierungseliten ein schmaler Grat zwischen Kooptation und Exklusion (vgl. Bauer et al., 2017). Dies zeigt sich insbesondere dann, wenn staatliche Institutionen die in der Zivilgesellschaft vorgehaltene technische Expertise abrufen wollen, zugleich aber Akteure mit politisch unbequemen Vorstellungen und Forderungen faktisch ausgrenzen. Dessen ungeachtet verfügt die kenianische Zivilgesellschaft über große Potenziale und Kapazitäten, die gerade auch im Bereich der Klima- und Umweltpolitik für die Kooperation mit externen Akteuren und internationalen Organisationen offen sind.

4.3.8 Bewertung

Die kenianischen Bemühungen um einen nachhaltigen Entwicklungspfad im Sinne der Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung sind in dem Sinne ernst zu nehmen, als sie von einer breiten Basis der handelnden Akteure in Staat, Regierung und Gesellschaft getragen werden. So ist es kein Zufall, dass sich Kenia in besonderem Maße in die einschlägigen multilateralen Prozesse eingebracht und diese aktiv mitgestaltet hat.

Im Zuge seiner Verfassungsreform und der damit verbundenen ambitionierten Dezentralisierungsbestrebungen liegen deshalb auch erhebliche Chancen für eine langfristige Politikgestaltung im Sinne nachhaltiger Entwicklung, die gleichwohl nicht über die akuten Herausforderungen und Entwicklungshemmisse Kenias hinwegtäuschen sollten. So dürften kurz-

und mittelfristig vor allem die unmittelbaren Umsetzungsherausforderungen, die mit Devolution und Dezentralisierung im Kontext der spezifischen politischen Ökonomie Kenias einhergehen sowie das Streben nach wirtschaftlichem Wachstum das politische Geschehen dominieren. Die in Kenia durch anhaltendes Wirtschaftswachstum, eine spezifische Urbanisierungsdynamik und die tiefgreifenden politischen Reformprozesse im Zuge der Devolution gegebenen Ausgangsbedingungen bieten dabei reale Gestaltungsmöglichkeiten in Richtung einer nachhaltigen Entwicklung, die auch im Zuge internationaler Zusammenarbeit systematisch genutzt werden könnten und die gegebenenfalls über den spezifischen kenianischen Kontext hinausweisen.

4.4 Fazit: „Reality Check“ für entwicklungssensible Umweltpolitik

Die Fallstudien zeigen, dass die politische Relevanz des Konzepts Nachhaltiger Entwicklung in den Ländern des Südens durch die Agenda 2030 und die SDGs national und international weiter gestärkt wird. Kenia beispielsweise hat die multilaterale Aushandlung der SDGs aktiv vorangetrieben. Ganz generell wird auch im globalen Süden zunehmend versucht, Entwicklungsanstrengungen und umweltpolitische Belange in der nationalen Implementierung von Nachhaltigkeitskonzepten zu verknüpfen. Neuere Ansätze wie Green Economy/Green Growth und „Buen Vivir“ lassen sich dabei als spezifische konzeptionelle Zugänge sowie als alternative Teil- und als Gegendiskurse im Kontext eines breiten Nachhaltigkeitsdiskurses verstehen. So ist in Ecuador „Buen Vivir“ seit 2008 in der Verfassung verankert. Inspiriert von indigenen Traditionen und artikuliert von Akademikern und Akteuren der in Ecuador organisierten Zivilgesellschaft versteht sich der Diskurs als eine explizite Kritik einer verengten Definition von „Entwicklung“. In Vietnam wiederum ist die Entwicklung der dortigen Green Growth Strategy vor allem von außen durch internationale Partner und Geber angestoßen worden. Die Strategie ist zugleich in einen breiteren Diskurs nachhaltiger Entwicklung mit einem expliziten Fokus auf Wirtschaftswachstum eingebettet. Demgegenüber ist das dezidiert wachstumskritische Konzept Degrowth von Entwicklungsländern bislang praktisch nicht aufgegriffen worden, sondern findet Beachtung vorwiegend in wachstumskritischen Kreisen im „globalen Norden“ und entsprechenden sozialen Bewegungen innerhalb der westlichen Industrieländer.

Für die meisten Länder des globalen Südens bleiben Wachstumsziele indes in aller Regel eine übergeordnete Priorität, die nicht zuletzt dem Ziel der Armutsbekämpfung dient und der Umweltziele im Zweifel untergeordnet werden. In Ecuador beispielsweise ist die Wirtschaft schon seit der Kolonialzeit stark auf ein Wachstum ausgerichtet, das auf der Ausbeutung natürlicher Ressourcen beruht und das auch zur Verwirklichung von „Buen Vivir“ als notwendig erachtet wird. Vietnams Green Growth Strategy bekennt sich ohnehin klar zu Wirtschaftswachstum und geht von der Annahme aus, dass ökonomische und soziale Erfolge nur durch Wachstum zu erzielen sind. Umweltschäden werden dabei in Kauf genommen und Initiativen im Umweltbereich nur gestartet, wenn davon ausgegangen werden kann, dass Umweltschutzbemühungen, etwa im Bereich Energieeffizienz, die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit steigern und entsprechende Erfolge verheißen. Nachhaltige Entwicklung wird also in Entwicklungs- und Schwellenländern nicht als Widerspruch zu Wachstumszielen gesehen. Dennoch ist zu beobachten, dass auch der globale Süden sich zunehmend an einer internationalen Diskussion beteiligt, die vermehrt auch die Qualität von Wachstum in den Blick nimmt: Was soll wachsen, wie und zu welchem Zweck? Welche Messgrößen sind dabei zielführend?

Die hier dargestellten Länderbeispiele zeigen in diesem Sinne auch, dass Umweltpolitik seit Rio1992 ein zentraler Baustein der internationalen Zusammenarbeit geworden ist, die sich wiederum klar am Leitbild nachhaltiger Entwicklung orientiert. Ecuador nimmt aktiv Einfluss und gestaltet die Debatten zu Nachhaltiger Entwicklung und Umweltthemen auf internationaler Ebene. Der ecuadorianische „Buen Vivir“-Diskurs wurde Teil einer größeren internationalen Kampagne für die Rechte der Natur und allgemein für alternative Wege nachhaltiger Entwicklung. Ecuadorianische Delegierte traten im Vorfeld der Rio+20 Konferenz für eine globale Ausweitung und Internationalisierung von „Buen Vivir“

ein. Vietnam ist ähnlich wie Ecuador Vertragspartei aller wichtigen multilateralen Umweltabkommen (z.B. Klima, Biodiversität) und übersetzt internationale Abkommen und Vereinbarungen meist zügig in nationale Dokumente und ist dabei auch an einer internationalen Zusammenarbeit im Umweltsektor stark interessiert. Der Green Growth-Diskurs ist dabei Mittel zum Zweck, bei dem Vietnam von Geberseite angestoßene Impulse aufnimmt und für seine Entwicklungsziele nutzt. Kenia wiederum hat wie bereits betont den multilateralen Prozess, der zur Verabschiedung der universell gültigen Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung und ihres in den SDGs ausformulierten Zielkatalogs führte, aktiv mitgestaltet. Es flankiert damit sozusagen die eigene Entwicklungsagenda „Vision 2030“, die als weitestgehend kompatibel mit der internationalen Agenda betrachtet wird und zu deren Umsetzung man auch auf internationale Zusammenarbeit setzt.

Anhand dieser Beispiele zeigt sich, dass Umweltpolitik, die global Wirkung entfalten will, stets auch Entwicklungssensibel sein muss. Sie sollte entsprechend die soziale Dimension von Umweltpolitik stärken und betonen. Globale ökologische und sozioökonomische Effekte sind demnach auch in nationaler Umweltpolitik zukünftig sehr viel stärker zu berücksichtigen als dies von ihrer zeitgeschichtlichen Genese her der Fall war. Dabei sollte eine Entwicklungssensible Umweltpolitik die Potenziale der internationalen Kooperation strategisch für umweltpolitische Ziele nutzen.

Internationale Umweltkooperation sollte entsprechend im Rahmen des Leitbilds nachhaltiger Entwicklung bzw. in dessen unterschiedlichen Teildiskursen ausgebaut werden und in diesem konzeptionellen Rahmen gleichzeitig auf größere Ambitionen und verbesserte Umsetzung drängen. Politischer Dialog, wirtschaftliche Zusammenarbeit, Unterstützung der Zivilgesellschaft und Förderung von Forschungskooperation, insbesondere in Bereichen, die sich nicht mit wirtschaftlichen Zielen verbinden lassen, sind hierfür geeignete Formate. Damit einhergehend sollen aber eigene umweltpolitische Interessen und Zielvorstellungen weiterhin ambitioniert verfolgt und nicht verwässert werden, um die eigene Glaubwürdigkeit aufrechtzuerhalten bzw. zu stärken.

5 Literatur

- Acosta, A. (2009). *La maldición de la abundancia*. Quito: Abya-Yala; UPS.
- Addison, T., Channing, A., & Tarp, F. (2011). The Triple Crisis and the Global Aid Architecture. *African Development Review*, 23(4), 461-478.
- Addison, T., & Tarp, F. (2010, 16 June). The Triple Crisis: Finance, Food and Climate Change. *Our World: Development & Society*. Retrieved from <https://ourworld.unu.edu/en/the-triple-crisis-finance-food-and-climate-change>
- Alliance Development Works. (2012). *World Risk Report 2012*. Retrieved from Berlin:
- Alonso González, P., & Vázquez, A. M. (2015). An Ontological Turn in the Debate on Buen Vivir – Sumak Kawsay in Ecuador: Ideology, Knowledge, and the Common. *Latin American and Caribbean Ethnic Studies*, 10(3), 315-334.
doi:10.1080/17442222.2015.1056070
- Andolina, R. (2003). The Sovereign and its Shadow: Constituent Assembly and Indigenous Movement in Ecuador. *Journal of Latin American Studies*, 35(04), 721-750. doi:doi:10.1017/S0022216X03006965
- Andonova, L. B., & Levy, M. A. (2003). Franchising Global Governance: Making Sense of the Johannesburg Type II Partnerships. In O. Schram Stokke & O. B. Thommessen (Eds.), *Yearbook of International Co-operation on Environment and Development 2003/2004*. London: Earthscan.
- Asamblea Nacional. (2008). *Constitución de la República del Ecuador (Constitution of the Republic of Ecuador)*. Montecristi.
- Asian Development Bank. (2013). Viet Nam. Environment and Climate Change Assessment. Retrieved from Manila, Philippines: <https://www.adb.org/sites/default/files/institutional-document/33916/files/viet-nam-environment-climate-change.pdf>
- Barbier, E. B. (2010). *A Global Green New Deal. Rethinking the Economic Recovery*. Cambridge, UK: UNEP and Cambridge University Press.
- Barsky, O., Diaz Bonilla, E., Furche, C., & Mizrahi, R. (1982). Las Reformas Agrarias en el Ecuador. In *Políticas agrarias, colonización y desarrollo rural en Ecuador: reflexiones sobre el Proyecto de Desarrollo Rural Integral Quininde-Malimpia-Nueva Jerusalén*. Quito: CEPLAES.
- Bauer, S. (2000). Politisierte Ethnizität in West-Kenia: Der Rift-Valley-Konflikt. *antimilitarismus information*, 30(7), 38-45.
- Bauer, S. (2008). Leitbild der Nachhaltigen Entwicklung. *Informationen zur politischen Bildung*, 287(überarbeitete Neuauflage), 16-20.
- Bauer, S. (2013). Strengthening the United Nations. In R. Falkner (Ed.), *The Handbook of Global Climate and Environment Policy* (pp. 320-338). London: Wiley-Blackwell.
- Bauer, S., Ditthardt, O., Fischer, J., Güttler, T., Heiss, M., Schmelzer, H., & von Negenborn, F. (2017). Aligning National Climate Policy and Sustainable Development. Provision of Basic Services in Urban Kenya [unpublished manuscript]. Retrieved from Bonn:
- Bauer, S., Dombrowsky, I., & Scholz, I. (2014). Post 2015: die Verhandlung der Sustainable Development Goals für eine ambitionierte globale Entwicklungsagenda nutzen! Analysen und Stellungnahmen 12/2014. Bonn: Deutsches Institut für Entwicklungspolitik.
- Bauer, S., Lederer, M., & Siemons, A. (2012). History repeating? "Green Economy" and the Global South. Unpublished manuscript.
- Baumann, M.-O. (2017). Reformdruck durch die 2030-Agenda. *Vereinte Nationen*, 65(3), 104-109.
- Bebbington, A. (2012). Extractive Industries, Socio-Environmental Conflicts and Political Economic Transformations in Andean America. In A. Bebbington (Ed.), *Social Conflict, Economic Development and Extractive Industry. Evidence from South America* (pp. 3-26). London; New York: Routledge.
- Becker, M. (1997). Class and ethnicity in the Canton of Cayambe: the roots of Ecuador's modern Indian movement. University of Kansas, Retrieved from <https://www.yachana.org/research/diss.pdf>
- Becker, M. (2011). Correa, Indigenous Movements, and the Writing of a New Constitution in Ecuador. *Latin American Perspectives*, 38(1), 47-62. doi:10.1177/0094582x10384209
- Beisheim, M. (2016). Die Umsetzung der VN-Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung. Welche Signale Deutschland jetzt international setzen sollte. *SWP-Aktuell 19/2016*. Berlin: Stiftung Wissenschaft und Politik.

- Bertelsmann Stiftung. (2016a). BTI 2016 - Ecuador Country Report. Bertelsmann Stiftung's Transformation Index (BTI). Retrieved from https://www.bti-project.org/fileadmin/files/BTI/Downloads/Reports/2016/pdf/BTI_2016_Ecuador.pdf
- Bertelsmann Stiftung. (2016b). BTI - Vietnam Country Report. Retrieved from Gütersloh: https://www.bti-project.org/fileadmin/files/BTI/Downloads/Reports/2016/pdf/BTI_2016_Vietnam.pdf
- Bertelsmann Stiftung. (2018). BTI - Vietnam Country Report. Retrieved from Gütersloh: https://www.bti-project.org/fileadmin/files/BTI/Downloads/Reports/2016/pdf/BTI_2016_Vietnam.pdf
- Biermann, F. (1998). Weltumweltpolitik zwischen Nord und Süd. Die neue Verhandlungsmacht der Entwicklungsländer. Baden Baden: Nomos.
- Bina, O. (2013). The green economy and sustainable development: an uneasy balance? Environment and Planning C: Government and Policy, 31(6), 1023-1047.
- BMU, B. f. U., Naturschutz und Reaktorsicherheit. (2012). Green Economy: Neuer Schwung für Nachhaltigkeit. In. Berlin: BMU.
- Borowy, I. (2014). Defining Sustainable Development for Our Common Future. A History of the World Commission on Environment and Development (Brundtland Commission). London: Routledge.
- Bos, K., & Gupta, J. (2016). Inclusive development, oil extraction and climate change: a multilevel analysis of Kenya. International Journal of Sustainable Development & World Ecology, 23(6), 482-492.
- Brand, U. (2012). Green Economy - the next oxymoron? No lessons learned from failures of implementing sustainable development. GAIA, 21(1), 28-32.
- Brand, U., & Görg, C. (2008). Sustainability and globalization. A theoretical perspective. In J. Park, K. Conca, & M. Finger (Eds.), The Crisis of Global Environmental Governance (pp. 13-33). London: Routledge.
- Brand, U., & Lang, M. (2015). Green economy. In P. H. Pattberg & F. Zelli (Eds.), Encyclopedia of Global Environmental Governance and Politics (pp. 461-469). Cheltenham, UK: Edward Elgar.
- Brand, U., & Wissen, M. (2015). Strategies of a green economy, contours of a green capitalism. In K. van der Pijl (Ed.), The International Political Economy of Production (pp. 508-523). Cheltenham, UK: Edward Elgar.
- Brandt, W. (1980). Das Überleben sichern: Gemeinsame Interessen der Industrie- und Entwicklungsländer. Bericht der Nord-Süd-Kommission [Independent Commission on International Development Issues]. Bonn: Vorwärts.
- Bruyninckx, H. (2006). Sustainable Development: The Institutionalization of a Contested Policy Concept. In M. M. Betsill, K. Hochstetler, & D. Stevis (Eds.), International Environmental Politics (pp. 265-298). Basingstoke, UK: Palgrave Macmillan.
- Büsches, C. (2013). Ecuador. In S. Hensel & B. Potthast (Eds.), Das Lateinamerika Lexicon. Wuppertal: Peter Hammer Verlag.
- Calisto, M., & Langmore, J. (2015). The Buen Vivir: A Policy to Survive the Anthropocene? Global Policy, 6(1), 64-71.
doi:10.1111/1758-5899.12187
- Chasek, P. S., & Wagner, L. M. (Eds.). (2012). The Roads from Rio. Lessons learned from Twenty Years of Multilateral Environmental Negotiations. London: Routledge.
- Chávez Salazar, R. L. (1999). Protección ambiental y explotación petrolera en la Región Amazónica Ecuatoriana. Retrieved from Quito:
- Cheeseman, N., Lynch, G., & Willis, J. (2016). Decentralisation in Kenya: the governance of governors. Journal of Modern African Studies, 54(1), 1-35.
- Clapp, J., & Dauvergne, P. (2011). Paths to a Green World. The Political Economy of the Global Environment, 2nd edition. Cambridge, MA: MIT Press.
- Daly, H. (2011). From a failed growth economy to a steady-state economy. The Road to Rio+20. For a development-led green economy. Issue 1 (March 2011), 11-15.
- Dasgupta, C. (2011). Reflections on the relationship between the 'green economy' and sustainable development. The Road to Rio+20. For a development-led green economy. Issue 1 (March 2011), 1, 33-35.
- Davidov, V. (2012). Saving nature or performing sovereignty? Ecuador's initiative to 'keep oil in the ground' (Respond to this article at <http://www.therai.org.uk/at/debate>). Anthropology Today, 28(3), 12-15. doi:10.1111/j.1467-8322.2012.00872.x

- Death, C. (2015). Four Discourses of the Green Economy in the Global South. *Third World Quarterly*, 36(12), 2207-2224.
- Degele, N., & Dries, C. (2005). *Modernisierungstheorie. Eine Einführung*. München: Fink (UTB).
- EIU, E. I. U. (2018). Country Report Kenya. Retrieved from London:
- Escobar, A. (2007). *Die Hegemonie der Entwicklung (1992)*. Wien: Mandelbaum Verlag.
- Espinosa, Carlos (2010). *Historia Del Ecuador: En Contexto Regional y Global*. Barcelona: Lexus.
- Espinosa, Cristina (2013). The riddle of leaving the oil in the soil—Ecuador's Yasuní-ITT project from a discourse perspective. *Forest Policy and Economics*, 36, 27-36. doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.forepol.2012.07.012>
- Espinosa, Cristina (2015). Interpretive Affinities: The Constitutionalization of Rights of Nature, Pacha Mama, in Ecuador. *Journal of Environmental Policy & Planning*, 1-19. doi:[10.1080/1523908x.2015.1116379](https://doi.org/10.1080/1523908x.2015.1116379)
- Eversberg, D., & Schmelzer, M. (2018). The Degrowth Spectrum: Convergence and Divergence Within a Diverse and Conflictual Alliance. *Environmental Values*, 27(3), 245-267. doi:[10.3197/096327118X15217309300822](https://doi.org/10.3197/096327118X15217309300822)
- Farrington, C. (2012). New Political Spaces and Public Sphere 'Deliberativeness' in Ecuador, 1822–2011. *International Journal of Politics, Culture, and Society*, 25(1-3), 15-33. doi:[10.1007/s10767-012-9119-2](https://doi.org/10.1007/s10767-012-9119-2)
- Ferraro, V. (2008). Dependency Theory: An Introduction. In G. Secondi (Ed.), *The Development Economics Reader* (pp. 58-64). London: Routledge.
- Fiedler, C., Furness, M., Grävingholt, J., & Leininger, J. (2015, 12. Oktober). Die „2030 Agenda für nachhaltige Entwicklung“ braucht einen kohärenten Fokus auf Governance und Frieden. Die aktuelle Kolumne. Retrieved from <https://www.die-gdi.de/die-aktuelle-kolumne/article/die-2030-agenda-fuer-nachhaltige-entwicklung-braucht-einen-kohaerenten-fokus-auf-governance-und-frieden/>
- Finger, M. (2008). Which governance for sustainable development? An organizational and institutional perspective. In J. Park, K. Conca, & M. Finger (Eds.), *The Crisis of Global Environmental Governance* (pp. 34-57). London: Routledge.
- Fischer, K., Hödl, G., Maral-Hanak, I., & Parnreiter, C. (2007). *Entwicklung und Unterentwicklung. Eine Einführung in Probleme, Theorien und Strategien*. Wien: Mandelbaum Verlag.
- Fischer, K., Hödl, G., & Parnreiter, C. (2007). *Entwicklung - eine Karotte, viele Esel?* Wien: Mandelbaum Verlag.
- Flipo, F. (2009). La décroissance économique. Pour la soutenabilité écologique et l'équité sociale. In B. Mylondo (Ed.), (pp. 19-32): Editions du Croquant. Ecologia.
- Fournier, V. (2008). Escaping from the economy: the politics of degrowth. *International Journal of Sociology and Social Policy*, 28(11/12), 528-545. doi:[doi:10.1108/01443330810915233](https://doi.org/10.1108/01443330810915233)
- Fukuda-Parr, S., Lopes, C., & Malik, K. (2002). Overview. Institutional innovations for capacity development. In S. Fukuda-Parr, C. Lopes, & K. Malik (Eds.), *Capacity for Development: New Solutions to Old Problems*. London, Sterling: Earthscan Publications Ltd.
- Gareis, S. B., & Varwick, J. (2002). *Die Vereinten Nationen. Aufgaben, Instrumente und Reformen*, 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Gasparatos, A., & Stevens, C. (2015). Biodiversity in the Green Economy: setting the stage. In A. Gasparatos & K. J. Willis (Eds.), *Biodiversity in the Green Economy* (pp. 1-16). London: Routledge.
- Gecaga, M. G. (2007). Religious movements and democratisation in Kenya: Between the sacred and the profane. In G. R. Murunga & S. W. Nasong'o (Eds.), *Kenya. The Struggle for Democracy* (pp. 58-89). Dakar: CODESRIA.
- Gill, N. (2015). Ecuador Approves Amendments Keeping Correa Out of 2017 Elections. Retrieved from <https://www.bloomberg.com/news/articles/2015-12-03/ecuador-approves-amendments-keeping-correa-out-of-2017-elections>
- GoK, G. o. K. (2007). *Kenya Vision 2030. The Popular Version*. Retrieved from Nairobi:
- GoK, G. o. K. (2015). Draft national energy and petroleum policy of August 2015. Nairobi: Government of Kenya Retrieved from www.erc.go.ke/images/docs/National_Energy_Petroleum_Policy_August_2015.pdf.
- Guardiola-Rivera, O. (2014, 24 January 2014). Latin America is being transformed by a vision of post-human rights. *The Guardian*. Retrieved from <http://www.theguardian.com/commentisfree/2014/jan/23/latin-america-post-human-rights-ethical-politics>

- Gupta, J. (2012). Changing North-South challenges in global environmental politics. In P. Dauvergne (Ed.), *Handbook of Global Environmental Politics*, Second Edition (pp. 97-112). Cheltenham, UK: Edward Elgar.
- Gupta, J., & Baud, I. (2015). Sustainable development. In P. H. Pattberg & F. Zelli (Eds.), *Encyclopedia of Global Environmental Governance and Politics* (pp. 61-69). Cheltenham, UK: Edward Elgar.
- Hauff, V. (Ed.) (1987). *Unsere gemeinsame Zukunft*. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven: Eggenkamp.
- Hecklau, H. (1989). Ostafrika (Kenya, Tanzania, Uganda) (Vol. 33). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Hivos. (2017). Facilitating international climate finance flows to Kenya's decentralised renewable energy sector. In Hivos people international (Ed.), *Policy Brief* (October 2017). Nairobi.
- Hogenboom, B. (2012). Depoliticized and Repoliticized Minerals in Latin America. *Journal of Developing Societies*, 28(2), 133-158. doi:10.1177/0169796x12448755
- Human Rights Watch. (2013, 12 August 2013). Ecuador: Clampdown on Civil Society. Retrieved from <https://www.hrw.org/news/2013/08/12/ecuador-clampdown-civil-society>
- Imber, M. F. (1993). Too many cooks? UN Reform after the Rio United Nations Conference on Environment and Development. *International Affairs*, 69, 55-70.
- Jackson, R. G. A. (1969). A study of the Capacity of the United Nations Development System, vol. I + II. Retrieved from Geneva:
- Jackson, T. (2009). *Prosperity Without Growth. Economics for a Finite Planet*. London: Earthscan.
- Jacob, K., Kannen, H., & Niestroy, I. (2014). Nachhaltigkeitsstrategien im internationalen Vergleich. In BERTELMANN STIFTUNG (Ed.), *Nachhaltigkeitsstrategien erfolgreich entwickeln*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Jacobs, M. (2013). Green Growth. In R. Falkner (Ed.), *The Handbook of Global Climate and Environment Policy* (pp. 197-214). Chichester, UK: Wiley-Blackwell.
- Jakob, M., & Edenhofer, O. (2014). Green growth, degrowth, and the commons. *Oxf Rev Econ Policy*, 30(3), 447-468. doi:doi:10.1093/oxrep/gru026
- Janetschek, H., Scholz, I., & Keijzer, N. (2018). Strengthening integrated approaches for promoting the SDGs: what role for the high-level political forum? In O. f. E. C.-o. a. D. OECD (Ed.), *Policy coherence for sustainable development 2018: towards sustainable and resilient societies* (pp. 213-215). Paris: OECD.
- Johnson, P. M., Mayrand, K., & Paquin, M. (2006). The United Nations Convention to Combat Desertification in Global Sustainable Development Governance. In P. M. Johnson, K. Mayrand, & M. Paquin (Eds.), *Governing Global Desertification. Linking Environmental Degradation, Poverty and Participation* (pp. 1-10). Aldershot, UK: Ashgate.
- Jolly, R. (2007). Human Development. In T. G. Weiss & S. Daws (Eds.), *The Oxford Handbook on the United Nations* (pp. 634-649). Oxford, UK: Oxford University Press.
- Kagwanja, P. M. (2003). Facing Mount Kenya or facing Mecca? The Mungiki, ethnic violence and the politics of the Moi succession in Kenya, 1987 - 2002. *African Affairs*, 102, 25-49.
- Kallis, G. (2011). In defence of degrowth. *Ecological Economics*, 70(5), 873-880. doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.ecolecon.2010.12.007>
- Kallis, G., Demaria, F., & D'Alisa, G. (2014). Introduction. In G. Kallis, F. Demaria, & G. D'Alisa (Eds.), *Degrowth: A Vocabulary for a New Era* (pp. 1-17). New York, London: Routledge.
- Kamau, M., Chasek, P., & O'Connor, D. (2018). *Transforming Multilateral Diplomacy. The Inside Story of the Sustainable Development Goals*. London: Routledge.
- Kennedy, P. (2006). *The Parliament of Man. The Past, Present, and Future of the United Nations*. London: Allen Lane.
- KfW. (2018, 24. Januar). Kenia Vorreiter bei Erneuerbarer Energie. Interview mit Michael Andres. KfW Stories. Retrieved from <https://www.kfw.de/stories/umwelt/erneuerbare-energien/kenia-gruene-energie/>
- Khor, M. (2011). Risks and uses of the green economy concept in the context of sustainable development, poverty and equity. Geneva: South Centre.

- Kimani, B. (2016). Overview of the SDGs in Kenya. Presentation at County Capacity Forum, 20 June 2016. Retrieved from Hill Park Hotel, Diani: <http://www.devolutionplanning.go.ke/images/Overview%20of%20the%20SDGs%20%20in%20Kenya.%20Diani.pdf>
- Kiplagat, J., Wang, R. Z., & Li, T. X. (2011). Renewable energy in Kenya: Resource potential and status of exploitation. *Renewable and Sustainable Energy Reviews*, 15(6), 2960-2973.
- Klappe, C. M. (2015). Post-Development. In M. Boatca, K. Fischer, & G. Hauck (Eds.), *Handbuch Entwicklungsforschung* (pp. 1-10). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Klingebiel, S. (1998). Leistungsfähigkeit und Reform des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen. Köln: Weltforum Verlag.
- Klinsky, S., Roberts, T., Huq, S., Okereke, C., Newell, P., Dauvergne, P., . . . Bauer, S. (2017). Why equity is fundamental in climate change policy research. *Global Environmental Change*, 44(May), 170-173 doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.gloenvcha.2016.08.002>
- König, J. (2011). Entwicklung und Nachhaltigkeit. Kritische Betrachtung von zwei dehbaren Konzepten. In J. König & J. Thema (Eds.), *Nachhaltigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit* (pp. 41-68). Wiesbaden: VS.
- Latouche, S. (2010). Degrowth. *Journal of Cleaner Production*, 18(6), 519-522. doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.jclepro.2010.02.003>
- Lederer, M., Wallbott, L., & Bauer, S. (2017). Tracing sustainability transformations in the global South: an analytical framework to capture national Green Economy practices. [under review].
- Lederer, M., Wallbott, L., & Bauer, S. (2018). Tracing Sustainability Transformations and Drivers of Green Economy Approaches in the Global South. *Journal of Environment and Development*, 27, [in press]. doi:[10.1177/1070496517747661](https://doi.org/10.1177/1070496517747661)
- Lipschutz, R. D. (2012). The sustainability debate: déjà vu all over again? In P. Dauvergne (Ed.), *Handbook of Global Environmental Politics*, Second Edition (pp. 480-491). Cheltenham: Edward Elgar.
- Llanos, M. (2013). Präsidentialismus. In S. Hensel & B. Potthast (Eds.), *Das Lateinamerika Lexicon* (pp. 273-274). Köln, Münster: Peter Hammer Verlag.
- Lütkenhorst, W., Altenburg, T., Pegels, A., & Vidican, G. (2014). Green Industrial Policy. Managing Transformation under Uncertainty. Discussion Paper 28/2014. Bonn: Deutsches Institut für Entwicklungspolitik / German Development Institute.
- Lutz, C., Zieschank, R., & Drosdowski, T. (2015). Green Economy: Nachhaltige Wohlfahrt messbar machen unter Nutzung der umweltökonomischen Gesamtrechnungs-(UGR) Daten. Texte 69/2015. Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt.
- Mahanti, A., & Manuel-Navarrete, D. (2015). From Sustainable Development to Governance for Sustainability. In M. Redclift & D. Springett (Eds.), *Routledge International Handbook of Sustainable Development* (pp. 416-428). London: Routledge.
- Martínez-Alier, J., Pascual, U., Vivien, F.-D., & Zaccai, E. (2010). Sustainable de-growth: Mapping the context, criticisms and future prospects of an emergent paradigm. *Ecological Economics*, 69(9), 1741-1747. doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.ecolecon.2010.04.017>
- Meadows, D. H., Meadows, D. I., Randers, J., & Behrens III, W. W. (1972). *The Limits to Growth. A Report to the Club of Rome*. New York: Signet.
- Menzel, U. (1992). *Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ministerio del Ambiente. (n.a.). Sistema Nacional de Áreas Protegidas del Ecuador. Retrieved from <http://areasprotegidas.ambiente.gob.ec/es/info-snap>
- Moore, J., & Velasquez, T. (2012). Sovereignty Negotiated: Anti-Mining Movements, the State and Multinational Mining Companies under 'Correa's Twenty-First Century Socialism'. In A. Bebbington (Ed.), *Social Conflict, Economic Development and Extractive Industry. Evidence from South America* (pp. 112-133). London New York: Routledge.
- Müller, C. (2009). Climate Change Impact on Sub-Saharan Africa. An Overview and Analysis of Scenarios and Models. Discussion Paper 3/2009. Bonn: DIE.
- Müller, C., Waha, K., Bondeau, A., & Heinke, J. (2014). Hotspots of climate change impacts in sub-Saharan Africa and implications for adaptation and development. *Global Change Biology*, 20(8), 2505-2517. doi:<https://doi.org/10.1111/gcb.12586>
- Muraca, B. (2013). Décroissance: A Project for a Radical Transformation of Society. *Environmental Values*, 22(2), 147-169.
- Murphy, C. N. (2006). *The United Nations Development Programme. A Better Way?* Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Murphy, C. N. (2014). Evolution of the UN development system. In S. Browne & T. G. Weiss (Eds.), *Post-2015 UN Development. Making change happen?* (pp. 35-54). London: Routledge.

- Murunga, G. R., & Nasong'o, S. W. (Eds.). (2007). Kenya. The Struggle for Democracy. Dakar: CODESRIA.
- Muteba Rahier, J. (2008). National Identity and the First Black Miss Ecuador (1995-96). In C. de la Torre & S. Striffler (Eds.), The Ecuador Reader: History, Culture, Politics. Durham; London: Duke University Press.
- Mvurya, S. (2016). The Role of Kenya's Devolution Process in the Implementation of Sustainable Development Goals [Presentation]. Retrieved from Nairobi:
- Mwihaki, N. J. (2018). Decentralisation as a tool in improving water governance in Kenya. *Water Policy*, 20(2), 252-265.
doi:<https://doi.org/10.2166/wp.2018.102>
- Najam, A. (2005). Why environmental politics looks different from the South. In P. Dauvergne (Ed.), *Handbook of Global Environmental Politics* (pp. 111-126). Cheltenham: Edward Elgar.
- Namkoong, Y. (1999). Dependency Theory: Concepts, Classifications, and Criticisms. *International Area Review*, 2(1), 121-150.
doi:10.1177/223386599900200106
- Nasong'o, S. W. (2007). Negotiating new rules of the game: social movements, civil society and the Kenyan transition. In G. R. Murunga & S. W. Nasong'o (Eds.), Kenya. The Struggle for Democracy (pp. 19-57). Dakar: CODESRIA.
- Neefjes, K., & Hoai, D. T. T. (2017). Towards a Socially Just Energy Transition in Viet Nam. Challenges and Opportunities. Retrieved from Hanoi, Vietnam:
- Newell, P. (2012). Globalization and the Environment. Capitalism, Ecology and Power. Cambridge, UK: Polity.
- Nuscheler, F. (2012a). Entwicklungspolitik. Lern- und Arbeitsbuch, 7., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Bonn: Dietz.
- Nuscheler, F. (2012b). Lern- und Arbeitsbuch Entwicklungspolitik: Dietz.
- OECD, O. o. E. C.-o. a. D. (2011). Towards Green Growth. Retrieved from Paris:
- Okereke, C., & Ehresman, T. G. (2015). International environmental justice and the quest for a green global economy. *International Environmental Agreements: Politics, Law and Economics*, 15(1), 5-11.
- Olson, C. (2013). Constitutive Visions. University Park, Pennsylvania: Penn State University Press.
- Ott, K. (2012). Variants of de-growth and deliberative democracy: A Habermasian proposal. *Futures*, 44(6), 571-581.
doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.futures.2012.03.018>
- Paredis, E., Goeminne, G., Vanhove, W., Maes, F., & Lambrecht, J. (2008). The Concept of Ecological Debt: its Meaning and Applicability in International Policy. Gent: Academia Press.
- Park, J., Conca, K., & Finger, M. (2008). The death of Rio environmentalism. In J. Park, K. Conca, & M. Finger (Eds.), The Crisis of Global Environmental Governance. Towards a new political economy of sustainability (pp. 1-12). London: Routledge.
- Parks, B. C., & Roberts, J. T. (2006). Environmental and Ecological Justice. In M. M. Betsill, K. Hochstetler, & D. Stevis (Eds.), International Environmental Politics (pp. 329-360). Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Pauw, P., Bauer, S., Richerzhagen, C., Brandi, C., & Schmole, H. (2014). Different Perspectives on Differentiated Responsibilities. A State-of-the-Art Review of the Notion of Common but Differentiated Responsibilities in International Negotiations. Bonn: Deutsches Institut für Entwicklungspolitik.
- Pearce, D. W., Markandya, A., & Barbier, E. B. (1989). Blueprint for a Green Economy. New York: Earthscan.
- Pearson, L. B. (1969). Partners in Development. Report of the Commission on International Development. New York: Praeger Publishers.
- People's Summit. (2012). Final Declaration. Peoples' Summit in Rio +20 for Social and Environmental Justice in defense of the commons, against the commodification of life. Retrieved from <http://rio20.net/en/propuestas/final-declaration-of-the-people%E2%80%99s-summit-in-rio-20>
- Peters, R. M. (2015). PÖK Kenia. Retrieved from Hamburg:
- Peters, R. M. (2018). PÖK Kenia. Retrieved from Hamburg:
- Pierre Audinet, B. S., Duane T. Kexel, Suphachol Suphachalasai, , & Pedzi Makumbe, K. M. (2016). Exploring a Low-Carbon Development Path for Vietnam. Retrieved from Washington DC:

- Radcliffe, S. A. (2012). Development for a postneoliberal era? Sumak kawsay, living well and the limits to decolonisation in Ecuador. *Geoforum*, 43(2), 240-249. doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.geoforum.2011.09.003>
- Raworth, K. (2017). Doughnut Economics. Seven ways to think like a 21st-century economist. London: Random House.
- Richerzhagen, C., & Scholz, I. (2008). China's capacities for mitigating climate change. *World Development*, 36(2), 308-324.
- Rist, G. (2014). The history of development. From Western Origins to global faith (4 ed.). London, New York: Zed Books.
- Roberts, J. T., & Parks, B. C. (2007). A Climate of Injustice. Global Inequality, North-South Politics, and Climate Policy. Cambridge, MA: MIT Press.
- Rockström, J., Steffen, W., Noone, K., Persson, A., Chapin III, F. S., Lambin, E. F., . . . Foley, J. (2009a). Planetary Boundaries: Exploring the Safe Operating Space for Humanity. *Ecology and Society*, 14(2), art. 32.
- Rockström, J., Steffen, W., Noone, K., Persson, A., Chapin III, F. S., Lambin, E. F., . . . Foley, J. A. (2009b). A safe operating space for humanity. *Nature*, 461, 472-475.
- Rostow, W. W. (1960). The Stages of Economic Growth: A Non-Communist Manifesto: Cambridge University Press.
- Royal Geographic Society. (2017). Theories of Development. Retrieved from <http://www.rgs.org/OurWork/Schools/Teaching+resources/Key+Stage+3+resources/Global+Learning+Programme/Theories+of+development.htm>
- Sachs, J. (2011). Globalization in the era of environmental crisis. The Road to Rio+20. For a development-led green economy. Issue 1 (March 2011), 3-10.
- Sachs, W. (1992). The development dictionary. A guide to knowledge as power. London: Zed Books.
- Sarvajayakesavalu, S. (2015). Addressing challenges of developing countries in implementing five priorities for sustainable development goals. *Ecosystem Health and Sustainability*, 7(1), 1-4.
- Schilling, J., Weinzierl, T., Lokwang, A. E., & Opiyo, F. (2016). For better or worse: major developments affecting resource and conflict dynamics in northwest Kenya. *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie*, 60(1-2), 57-71.
- Schirmeck, S. (2017). Vietnam's Environmental Policies at a Crossroads. Salinated Rice Fields, Hunted-Out National Parks, and Eroding Beaches – and What We Can Do About It. Retrieved from Vietnam:
- Scholz, I., & Brandi, C. (2018). Implementing the 2030 Agenda for Sustainable Development: Achievements and Limitations of the G20 Presidency in 2017. *Global Summitry*, 10. doi:<https://doi.org/10.1093/global/guy003>
- Sen, A. (1985). Commodities and capabilities. Amsterdam: North-Holland.
- Sen, A. (1989). Development as capability expansion. *Journal of Development Planning*, 19, 41-58.
- Senplades. (2013). Plan Nacional para el Buen Vivir 2013–2017. Buen Vivir. Todo el mundo mejor. Retrieved from Quito: Senplades. (n.a.). Reseña Histórica. Retrieved from <http://www.planificacion.gob.ec/resena-historica/>
- Shade, L. (2015). Sustainable development or sacrifice zone? Politics below the surface in post-neoliberal Ecuador. *The Extractive Industries and Society*, 2(4), 775-784. doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.exis.2015.07.004>
- Shifter, M. (2004). Breakdown in the Andes. *Foreign Affairs*, 83(5), 126-138
- Sierra, R., Campos, F., & Chamberlin, J. (2002). Assessing biodiversity conservation priorities: ecosystem risk and representativeness in continental Ecuador. *Landscape and Urban Planning*, 59(2), 95-110.
- Silver, J. J., Gray, N. J., Campbell, L. M., Fairbanks, L. W., & Gruby, R. L. (2015). Blue Economy and competing discourses in international oceans governance. *Journal of Environment and Development*, 24(2), 135-160.
- Springett, D., & Redclift, M. (2015). Sustainable Development. History and evolution of the concept. In M. Redclift & D. Springett (Eds.), *Routledge International Handbook of Sustainable Development* (pp. 3-38). London: Routledge.
- Steffen, W., Richardson, K., Rockström, J., Cornell, S. E., Fetzer, I., Bennett, E. M., . . . Sörlin, S. (2015). Planetary boundaries: Guiding human development on a changing planet. *Science*, 347(6223). doi:[10.1126/science.1259855](https://doi.org/10.1126/science.1259855)
- Stepping, K. M., & Stoever, J. (2014). Zur Messung grünen Wachstums: Warum Vereinheitlichen (manchmal) gar nicht erwünscht ist. *Analysen & Stellungnahmen* 15/2014. Bonn: Deutsches Institut für Entwicklungspolitik / German Development Institute.

- Stockmann, R., Menzel, U., & Nuscheler, F. (2010). *Entwicklungspolitik. Theorien - Probleme - Strategien*. München: Oldenbourg.
- The Economist Intelligence Unit (2018). Vietnam Political Structure. Retrieved from
<http://country.eiu.com/article.aspx?articleid=1566434740&Country=Vietnam&topic=Summary&subtopic=Political+structure>
- Tienhaara, K. (2014). Varieties of green capitalism: economy and environment in the wake of the global financial crisis. *Environmental Politics*, 23(2), 187-204.
- Trainer, T. (2012). De-growth: Do you realise what it means? *Futures*, 44(6), 590-599.
doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.futures.2012.03.020>
- TWN, T. W. N. (2009). Repay the Climate Debt. A Just and Effective Outcome for Copenhagen. Retrieved from Penang:
- UNCED (1992a). Agenda 21. Report of the United Nations Conference on Environment and Development, Annex II, 12 August. Doc. UN A/CONF.151/26 (vol.I-III). Retrieved from New York:
- UNCED (1992b). Rio Declaration on Environment and Development. Report of the United Nations Conference on Environment and Development, Annex I, 12 August. Doc. UN A/CONF.151/26 (vol.1) [available at www.unep.org/Documents/Default.asp?DocumentID=78, last accessed 28 April 2004]. Retrieved from New York:
- UNDP (2016). Human Development Report 2016. Human Development for Everyone. Retrieved from NY, USA:
- UNDP (1990). Human Development Report 1990. New York & Oxford: Oxford University Press.
- UNDP (1996). Human Development Report 1996. Economic Growth and Human Development. New York: United Nations.
- UNDP (2016). Human Development Report 2016. Human Development for Everyone. New York: United Nations.
- UNEP (2009). Rethinking the Economic Recovery: A Global Green New Deal. Retrieved from Paris:
- UNEP (2010). Green Economy Developing Countries Success Stories. Retrieved from Geneva:
- UNEP (2011). Towards a Green Economy. Pathways to Sustainable Development and Poverty Eradication. Retrieved from Paris:
- UNEP & UNCTAD (1975). The Cocoyoc Declaration. Adopted by the participants in the UNEP/UNCTAD symposium on "Patterns of Resource Use, Environment and Development Strategies." Cocoyoc, Mexico, October 8-12, 1974. *International Organization*, 29(3), 893-901. doi:<https://doi.org/10.1017/S0020818300031805>
- UNGA (2015). Resolution 70/1: Transforming our world: the 2030 Agenda for Sustainable Development. UN Doc. A/RES/70/1 of 25 September 2015. Retrieved from New York:
- Unmüßig, B. (2012). Grüne Ökonomie - die neue Zauberformel? Erwartungen an die Rio+20-Konferenz. *Vereinte Nationen*, 60(1), 3-9.
- Unmüßig, B. (2014). Vom Wert der Natur. Sinn und Unsinn einer neuen Ökonomie der Natur. Berlin: Heinrich Böll Stiftung.
- van den Bergh, J. C. J. M. (2011). Environment versus growth — A criticism of “degrowth” and a plea for “a-growth”. *Ecological Economics*, 70(5), 881-890. doi:<http://dx.doi.org/10.1016/j.ecolecon.2010.09.035>
- Wackernagel, M., & Rees, W. (1996). *Our Ecological Footprint. Reducing Human Impact on the Earth*. Gabriola Island, BC: New Society.
- Warlenius, R., Pierce, G., & Ramasar, V. (2015). Reversing the arrow of arrears: The concept of "ecological debt" and its value for environmental justice. *Global Environmental Change*, 30, 21-30.
- Watts, N. S. J. (2014). The Blue Economy and the renewable energy transition in small island developing states. In A. Brunnengräber & M. R. Di Nucci (Eds.), *Im Hürdenlauf zur Energiewende* (pp. 337-350). Wiesbaden: Springer.
- WBGU (2011). *Welt im Wandel: Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation*. Berlin: WBGU.
- WBGU (2013). *Welt im Wandel: Menschheitserbe Meer*. Berlin: WBGU.
- WCED (1987). *Our Common Future*. Oxford: Oxford University Press.
- Weiss, T. G., & Thakur, R. (2010). Global Governance and the UN. An Unfinished Journey. Bloomington: Indiana University Press.
- Whitehead, M. (2013). Editorial: Degrowth or Regrowth? *Environmental Values*, 22(2), 141-145.
doi:[10.3197/096327113X13581561725077](https://doi.org/10.3197/096327113X13581561725077)

- Willis, J., Cheeseman, N., & Lynch, G. (2014). Democracy and its discontents: understanding Kenya's 2013 elections. *Journal of Eastern African Studies*, 8(1), 2-24. doi:<http://dx.doi.org/10.1080/17531055.2013.874105>
- Winkler, H., & Rajamani, L. (2014). CBDR&RC in a regime applicable to all. *Climate Policy*, 14(1), 102-121. doi:DOI: 10.1080/14693062.2013.791184
- Wirtschaftskammer Österreich. (2017). Länderprofil ECUADOR. Retrieved from <https://wko.at/statistik/laenderprofile/lp-ecuador.pdf>
- World Bank. (2011). Vietnam Development Report 2011. Natural Resources Management. Retrieved from <https://siteresources.worldbank.org/INTVIETNAM/Resources/VDR2011EnglishSmall.pdf>
- World Bank. (2012). Inclusive Green Growth: The Pathway to Sustainable Development. Retrieved from Washington DC:
- World Bank. (2016a). Republic of Kenya: Kenya Urbanization Review (AUS8099). Retrieved from Washington, DC:
- World Bank. (2016b). Vietnam, World Bank sign \$560 million to support Mekong Delta urban development and climate resilience [Press release]. Retrieved from <http://www.worldbank.org/en/news/press-release/2016/07/11/vietnam-world-bank-sign-560-million-to-support-mekong-delta-urban-development-and-climate-resilience>
- World Bank. (2016c, 03.10.2016). World Bank 2016 Ecuador. Retrieved from <https://www.worldbank.org/en/country/ecuador/overview>
- World Bank. (2018a). Access to electricity (% of population). World Bank, Sustainable Energy for All (SE4ALL) database. Retrieved from: <https://data.worldbank.org/indicator/EG.ELC.ACCE.ZS?locations=VN>
- World Bank. (2018b). Vietnam - Country Overview. Retrieved from <https://www.worldbank.org/en/country/vietnam/overview#1>
- World Bank. (2018c). Vietnam Poverty headcount ratio at \$1.90 a day (2011 PPP) (% of population). World Bank, Development Research Group. Retrieved from: <https://data.worldbank.org/indicator/SI.POV.DDAY?locations=VN>
- World Economic Forum. (2013). The Global Competitiveness Report 2013–2014. Full Data Edition. Retrieved from Genf:
- Wunder, S. (2005). Oil wealth and the fate of the forest: a comparative study of eight tropical countries. London; New York: Routledge.
- Ziai, A. (2006). Zwischen Global Governance und Post-Development - Entwicklungspolitik aus diskursanalytischer Perspektive. Münster: Westfälisches Dampfboot.